

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 33.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 11. August 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.



Zu „Klein Ederl“ von Marie Giese. Zeichnung von Carl Rickelt.
Siehe Seite 140.

Eine homöopathische Kur.

Novelle von E. Viller.

(Fortsetzung.)

Doctor Urner entzog sich schon längere Zeit der Unterhaltung, drehte Brotkrümchen und blickte zerstreut umher.

„Theobald wird einen Toast ausbringen,“ flüsterte Frau von Asmus ihrer Nachbarin zu. Da kam ihm ganz unerwartet der Amtsrichter zuvor, klopfte an sein Glas und erhob sich mit Würde.

„Hab's meinem Alten längst angesehen, daß er eine Rede auf dem Herzen hat,“ bekannte leise der Freiwillige seiner Nachbarin. „Meine Herrschaften,“ begann der Amtsrichter, „ich setze voraus, daß Sie Alle mit mir übereinstimmen, unser hochverehrtes Geburts-

tagstind leben zu lassen und eine oftmalige Wiederkehr dieses frohen Tages zu wünschen. . .

„Hoch! hoch! Er lebe hoch!“ tönte es von allen Seiten, und die Gläser klangen. Sinchen sprang auf und umarmte ihren Papa. Frau Josephine nickte ihm herzlich zu und hoffte auf Erwidrung; doch schien Herr Nolte in dem allgemeinen Tumult nichts zu bemerken.

Der Amtsrichter war stehen geblieben, und sobald der Sturm vorübergebraust war, erhob er abermals seine Stimme: „Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne einige Worte zu Ihnen zu sprechen, meine Damen und Herren; vornehmlich wünsche ich mit meinem Freunde Nolte zu reden. Ich bin Ihnen heute schweigend erschienen. Ich war schweigend, weil ich nachdachte; die wichtigsten Fragen des Volkswohles haben mich beschäftigt. . .

„Hört! hört!“

„Die Klagen über die Zunahme des Proletariates werden verstummen, die Social-Demokratie wird so zu sagen aus Mangel an Beschäftigung eingehen. . .

„Hört! hört!“

„Ich wiederhole, sie würde eingehen, wenn ein Jeder von uns seine Pflicht thäte, wie ich voraussetze, daß mein Freund Nolte seine Pflicht thut wird, sobald er nur weiß, was seine Pflicht verlangt. . .

„Bin sehr begierig, es zu erfahren.“

„Das soll nicht etwa eine Beleidigung sein —“

Zurückbares Gebrüll aus dem Eck-Perron, wo die Alhe'sche Nachkommenschaft dirrte, unterbrach den Redner. Frau Alhe stürzte hinaus, begleitet von wüthenden Blicken und Kopfschütteln ihres Herrn Gemahls.

Nach einigem Räuspern fuhr der Amtsrichter fort: „Ein Landsitz, meine Herrschaften, legt dem Eigentümer in der heutigen Zeit schwerwiegende Verpflichtungen auf; er ist durchaus nicht geschaffen, um sich des Lebens zu freuen, um Gäste zu laden und“, — mit einem Compliment nach Sinchen, — „dieselben vorzüglich zu tractiren, nein, ein Landsitz ist nach den Anforderungen der modernen Cultur eine Stätte der Arbeit und der Anstrengung. . .

„Hört! hört!“

„Bis jetzt, ich muß es zu meinem tiefsten Bedauern bekennen, ist Villa Josephine kein national-ökonomischer Mittelpunkt der Cultur; ich habe mit Schrecken gesehen, daß nicht die geringste Anlage auf dieses erhabene Ziel hindeutet. Ich fragte mich: sollst Du schweigen? Aber nach reiflicher Ueberlegung bin ich zu dem Entschlusse gelangt, zu reden. Ich gehorche der Stimme der Pflicht, und mein Freund Nolte wird auch der Stimme der Pflicht gehorchen.“

„Was soll ich denn thun?“ wagte Herr Nolte einzuschalten.

„Im Kleinen durch zweckmäßige Anlagen und weise Ausbeutung der Natur Großes wirken. Das ist es, was ich jedem Grundbesitzer, — er mag nun ein Gärtchen oder ein Rittergut sein eigen nennen, — predige.“

„Na, so legen Sie doch endlich los,“ rief Herr Alhe ungeduldig.

„Ich komme sofort auf die wichtigen Punkte, Herr Rechtsanwalt; es ist durchaus nicht nothwendig, daß Sie mich ermahnen. Ich werde Alles, was ich noch zu sagen habe, gewissermaßen in Schlagworten zusammenfassen, und ich bin überzeugt, daß mein Freund Nolte, sobald er nur weiß, worin seine Verpflichtungen bestehen, nähere Aufschlüsse verlangen wird. Er wird mich stets bereit finden, ihm mit Rath und That beizustehen. Also vernehmen Sie,“ — der Amtsrichter schrie jetzt mit Stentorstimme: — „Hühnerzucht, Taubenzucht, Kaninchenzucht, Bienenzucht, Seidenraupen-Zucht!“

„Um's Himmelswillen, ist hier eine Volks-Versammlung?“ ließ sich plötzlich eine Stimme vernehmen, und in der geöffneten Thür zeigten sich den erstaunten Blicken Freund German, Tante Therese und ihre drei Töchter.

In dem allgemeinen Aufstande, der nun erfolgte, hörte man Freund German's Baß: „Hoho! Große Geburtstags-Fete mit Toasten und Champagner!“

„Ohne Champagner, mein gutes Herrchen,“ frähte Nullmeyer dazwischen.

„Also ohne Champagner. Warum sind wir nicht dazu geladen worden, Freund Nolte?“

„Wir sind Sie ja auch nicht geladen worden, hören Sie; wir sind Sie freiwillig gekommen, Herr German, nur ein Bißchen mehr in der Frühe dieses frohen Tages.“

„Na, Fritz, lasse Dir zu Deinem Geburtstage gratuliren,“ rief Tante Therese und umarmte und küßte Herrn Nolte als Bester ganz ungenirt.

Und, — so sonderbar ist das menschliche Herz, — Frau Josephine bekam nicht den gewohnten Stich dabei.

Die Entfremdung von ihrem Gatten schmerzte tiefer, als die Eifersucht, welche sie selbst als grundlos erkannt hatte.

Allmählig legte sich der Tumult der Begrüßung, und

die aus einander gesprengte Gesellschaft fand sich in verschiedene Gruppen wieder zusammen. Die älteren Damen in Frau Josephine's Zimmer, die Herren rauchend auf dem Eck-Perron, die jüngere Gesellschaft auf der Veranda. In den hintersten Theil des Gartens wurden die jungen Alhes verbannt.

Frau von Almus sträubte sich gegen eine Trennung der Gesellschaft und behauptete: „Vor uns Damen lohnt sich's nicht. Theobald ist ein Dichter, und ein Dichter braucht Publicum; ältere Damen, — ich darf uns wohl ältere Damen nennen, — repräsentiren aber kein Publicum.“

„Was soll denn vorgehen?“ erkundigte sich Frau Therese.

„Dr. Urner will so freundlich sein, uns mit seinem neuesten Lustspiele bekannt zu machen,“ erklärte Frau Josephine in einem Tone, als ob sie den Tod Dr. Urners meldete.

„Ich werde die Herren citiren,“ meinte Frau von Almus entschlossen. „Sie können mit dem Rauchen noch warten.“

„Liebe Frau von Almus, ich glaube, es wäre besser, wenn wir uns den Genuß auf ein anderes Mal versparten,“ versetzte Frau Therese entschlossen. „Ein Dichter braucht vor allen Dingen eine empfängliche Stimmung; aber wo bekommen wir in dieser Hitze und zu dieser Stunde eine empfängliche Stimmung her?“

„Dann werden die Damen sehen, daß es heute überhaupt nicht zu der Vorlesung kommt.“ Und nachdem Frau von Almus diese Worte wie eine Prophezeiung im tiefsten Alt von sich gegeben, nahm sie eine Tasse Kaffee aus Frau Josephine's Hand und versank in düsteres Schweigen.

„Gott sei Dank, wenn's nicht dazu kommt,“ flüsterte Frau Therese ihrer Cousine in's Ohr.

„Am meisten wundert es mich, Freund Nolte,“ sagte Herr Nullmeyer auf dem Eck-Perron, „daß in Ihrem Brummen noch Wasser ist, und daß Sie bei so 'nem riesigen Kaffee-Consum die gebrannten Bohnen nicht ausgehen. Und sehen Sie, hören Sie, das muß Sie Ihr Feind lassen, Bismarck-Kaffee haben Sie uns nicht vorgesetzt. . .

Herr Nolte lächelte matt; er war auf dem Punkte der Erschlaffung, wo man nur noch matt lächeln kann. Nach dem Essen war er gewohnt, sich in seine „Höhle“, wie er sein Zimmer nannte, zurückzuziehen; aber selbst dieses unschuldige Vergnügen sollte ihm an seinem Geburtstage nicht vergönnt werden. Statt dessen mußte er hören, wie ihn der Amtsrichter mit seinen Pflichten näher bekannt machte.

Alhe war im Augenblicke verstummt; mächtige Rauchwolken aufsteigend, las er die Parlaments-Verhandlungen in der „Frankfurter Zeitung“ und sammelte Stoff zu einem fulminanten Angriffe auf Bismarck. Nullmeyer aber nahm sich seines Freundes Nolte tapfer an. „Ja, mein werther Herr Amtsrichter, darin stimme ich Sie ja vollständig bei.“ Und hier wendete er sich an seinen Freund Nolte: „Das kann Sie nun nichts mehr helfen, mein Guter, es ist Sie Ihre Pflicht, daß Sie sich von den Hühnern aus Ihrem besten Schläfe schreien lassen. Und gegen die Hühner, die Sie Ihre Blumenbeete zerstören, und die Tauben, die Sie Ihre frisch gelegten Erbsen aussharren, dürfen Sie nicht etwa schimpfen! Das müssen Sie dulden; das bringen Sie zu Ihren Verpflichtungen mit. Und wenn Fräulein Sinchen von einer Biene gestochen wird, soll sie bei Leibe nicht schreien, — das gehört Sie zur National-Ökonomie, — Ihre Zeit aber gehört Sie hauptsächlich den englischen Kaninchen und den Seidenraupen und nicht mehr Ihrer lieben Frau. Was Sie die Karnickel anbelangt, so sind sie immer hungrig; aber gegen die Gefräßigkeit der Seidenwürmer sind sie enthaltene Thierchen. Fünfmal am Tage müssen Sie das Ungeziefer mit frischen Blättern füttern, und dann kann Sie's auch noch passieren, daß Sie das heimtückische Gewürm aus Bosheit crepirt. . .

Der Amtsrichter lachte herzlich; Herr Nolte lächelte immer matter.

„Da ist Sie nichts zu lachen, meine Herren,“ fuhr Nullmeyer ernsthaft fort. „Bis jetzt war Sie seine national-ökonomische Vernachlässigung mit der Unwissenheit von meinem Freunde Nolte zu entschuldigen. Wenn einem Menschen das ahnungsvolle Genie für das Wohl der arbeitenden Menschheit abgeht, — was der Herr Rechtsanwalt in so hohem Grade besitzt. . .“ hier guckte Herr Alhe grimmig aus seiner Zeitung auf. „Besten Dank,“ rief er und versenkte sich abermals in eine Richter'sche Rede.

„Nun bin ich Sie in meinem schönen Sage, weil er Sie ein Bißchen zu lang gerathen war, durch Herrn Alhe's Dankbarkeit stecken geblieben; aber das will ich Sie nur sagen, Nolte, wenn Sie nicht ein ganz pflichtvergessenes Individuum sind, müssen Sie sich der National-Ökonomie in die Arme werfen oder Ihre Villa verkaufen. Ausruhen, Rosenpflegen und Gäste

einladen, sowie uneingeladene bewirthten, das ist Sie für den modernen Menschen ein Verbrechen. Merken Sie sich das.“

„Fritz, könntest Du einen Augenblick heraustrücken?“ fragte Frau Josephine und guckte zur Thür heraus.

Das war die alte, liebe Stimme, die er seit einer Woche nicht mehr gehört hatte; aber Herr Nolte traute diesem Friedenszeichen noch nicht, erhob sich langsam und fragte drinnen mit der angenommenen Strenge in seinem Blicke:

„Was wünschst Du von mir?“

„O, ich wünsche gar nichts; ich wollte Dir nur eine Gelegenheit geben, zu entfliehen, denn ich habe Dir's ja längst angesehen, daß Du in Deine „Höhle“ schlüpfen möchtest.“

„Unmöglich! Das wäre eine zu große Unhöflichkeit,“ rief Herr Nolte barsch.

„Mache doch keinen Lärm; so lange kannst Du's nicht aushalten.“ Sie ergriff seine Hand; er wurde schwach und ließ sich fortführen.

„Du mußt es ja aushalten.“ Seine Stimme klang sehr viel sanfter.

„Ach, mir macht's nichts aus, aber Du darfst uns nicht krank werden.“ Sie öffnete die Thür zur „Höhle“.

„Also Du meinst wirklich?“ Da war er schon hinter der zufallenden Thür. Er fand das Zimmer verdunkelt, wie er es liebte; da stand auch der neue, gestickte Lehnstuhl, daneben das gemalte Tischchen und ein frisch angelauenes Glas Wasser darauf, zugleich ein gefaltetes Foulard-Tuch, mit dem er beim Nachmittags-schlafchen gern das Gesicht bedeckte. Seine Frau hatte trotz der Aufregung und Unruhe mit liebender Hand für seine Bedürfnisse gesorgt.

Während er sich behaglich auf dem Lehnstuhle ausstreckte, fühlte er, wie der Groll aus seinem Herzen entwich; dagegen wurde der Wunsch, alle seine Gäste aus dem Hause zu werfen, immer lebhafter. Sobald er jedoch das Foulard über sein Gesicht gebreitet, nahm er sich vor, diese friedliche Stunde nicht durch gerechten Zorn zu trüben, sondern möglichst wenig auf den von draußen eindringenden Lärm und das ferne Gebrüll der jungen Alhe's zu achten. Seine Seele leistete auch nur gedungen Widerstand, und er war eben im Begriffe, in angenehme Bewußtlosigkeit zu versinken, als ein Geräusch ihn zu voller Klarheit aufschreckte; er riß das Tuch von seinem Gesichte und starrte Herrn Dr. Urner an.

„Sollte ich stören, verehrter Herr Nolte, kann ich mich ja wieder zurückziehen,“ lispelte der Doctor und schritt dabei näher, mit der offenbaren Absicht, sich niederzulassen; diese Absicht führte er auch im nächsten Augenblicke aus.

„Durchaus nicht, — Sie stören durchaus nicht,“ murmelte Herr Nolte verlegen, als wäre ein Nachmittagschlafchen ein Verbrechen, und er ein ertappter Sünder.

„Sie erlauben, daß ich weiter rauche?“ Der Doctor machte sich's auf einem zweiten Lehnstuhle bequem.

„Entweder will er Sinchen oder Geld,“ reflectirte der unglückliche Hausherr.

„Ich hatte mich gefreut, ein verständiges Wort mit Ihnen zu reden, Herr Nolte; aber Alhe und Nullmeyer machen jede Unterhaltung zur Unmöglichkeit. Selbst meinen Toast habe ich nicht ausbringen können.“

„Ob ich ihn gleich frage, was er verlangt, Sinchen oder Geld?“ dachte Herr Nolte. „Sinchen kriegt er natürlich nicht; aber Geld würde ich ihm geben, wenn ich ihn damit los würde.“

Indeß lispelte der Doctor weiter; ja im Verlaufe der Unterhaltung wurde seine Stimme sogar manchmal ganz vernehmlich. Wie vorauszu sehen, sprach er sehr viel und Herr Nolte möglichst wenig. Die literarischen Zustände der Gegenwart waren ein dem Kaufmann fremdes Gebiet; er hatte nicht, wie Dr. Urner, mit der Concurrenz der Damen zu kämpfen, wenn auch der Geschmack derselben ein wichtiger Factor in seinem Seidenwaaren-Geschäfte gewesen war.

„Gott sei Dank, Sinchen zeigt keine schriftstellerischen Anlagen,“ beruhigte Herr Nolte.

„Eine seltene und höchst schätzenswerthe Ausnahme,“ bestätigte der Schriftsteller.

Dann kam er auf den falschen Geschmack des Publicums. „Das größte Unglück ist, nicht verstanden zu werden,“ seufzte er.

„Sie schreiben wohl so eine Art Zukunftsmusik?“ fragte Herr Nolte naiv, und nachdem Dr. Urner bestätigt, daß er nicht im richtigen Zeitpunkte zur Welt gekommen wäre, ging er gegen die Redacteure los, wobei er durchblicken ließ, daß Alles in's richtige Geleis kommen würde, sobald man nur ihn zu einem Redacteur machen wollte. Schließlich bekannte er, daß das unverhoffte Wiedersehen eines ausgesendeten Manuscriptes unter die schmerzlichsten Momente des menschlichen Lebens gehöre.

„Und das passiert Ihnen?“

Dr. Urner zuckte die Achseln und seufzte.
„Um, — ich fange an zu begreifen; aus dem Aesthetischen in's Practische übersezt, heißt das: Sie bringen Ihre Waare nicht an?“

Dr. Urner lachte gezwungen.

„Sie nehmen mir die Bezeichnung Ihrer Geistes-Producte als Waare hoffentlich nicht übel; es war nur ein bildlicher Vergleich.“ In Gedanken aber sagte sich Herr Nolte: „Er will nicht mein Einchen.“

Dr. Urner hatte den Vergleich sogar sehr treffend gefunden. „Es giebt Verhältnisse, die man mit dem Worte ‚Ebbe‘ bezeichnet; unter diesen Verhältnissen kann die Rückkehr eines Manuscriptes geradezu vernichtend wirken.“

„Er will nur Geld,“ dachte Herr Nolte beruhigt, und als er nach einiger Zeit mit Dr. Urner sein Zimmer verließ, — der Schlaf war ihm vergangen, — schien dieser in gehobener Stimmung, lispelte nicht länger und sprach von Herrn Nolte als seinem schätzenswerthen Freunde und Gönner.

„Abgesungen,“ rief Fräulein Cäcilie und fuhr mit ihrem Armchen auf Herrn Nolte zu. „Jetzt lasse ich Sie aber nicht wieder los, bis wir unser Geschäft abgeschlossen haben.“ Dabei drängte sie ihn in sein Zimmer zurück, und als auch sie bald darnach wieder heraustraten, machte Herr Nolte ein langes Gesicht und Fräulein Cäcilie schnunzelte. Am dem Concerte zu entgehen, hatte er die Reise des jungen Conservatoristen nach Weimar mit hundert Mark bezahlt.

Herr Nolte fand die ganze Gesellschaft auf der Wiese. Die Jugend vergnügte sich mit Spielen; die Aelteren standen am Elb-Ufer und beobachteten ein aufsteigendes Gewitter.

„In spätestens einer Stunde bricht's los,“ erklärte Frau Josephine mit überraschender Sicherheit.

„Ja, hören Sie, meine gute Madame Nolte, dann wird Sie's wohl an der Zeit sein, auf den Rückzug zu denken. Wann geht Sie denn das nächste Schiff nach Dresden vorbei?“

„Nicht vor einer halben Stunde,“ erklärte Frau Josephine. „Damit kommen Sie ganz gut noch trocken nach Dresden.“

Herr Nolte merkte sofort, daß seiner Frau das Gewitter den Vorwand bot, die Gesellschaft mit dem nächsten Schiffe loszuwerden. Aber die Gesellschaft schien dazu keine Lust zu haben.

Klye hängelte die Furchtsamkeit des Herrn Nullmeyer; der Amtsrichter meinte, er verstände sich auch auf Gewitter, und dieses werde vor der Nacht nicht da sein, — wenn es überhaupt käme.

„Na,“ sagte Herr Nolte, „meine Frau hat einen merkwürdig guten Blick für's Wetter; wir nehmen sie immer unsere Wetter-Prophetin.“

„Wenn Ihr uns los sein wollt, so sagt's gerade heraus,“ meinte sich Tante Therese ein. „Durch so ein paar dunkle Wolken lassen wir uns aber nicht vertreiben.“ Und Freund German versetzte: „Wenn ich mit dem einen Schiffe gekommen bin, habe ich nicht Lust, mit dem nächsten wieder abzudampfen.“

„Was fällt Euch ein?“ rief Frau Josephine mit plötzlichem Eifer, als sie ihren Mann erblickte. „Mich im Gegentheile macht es nur glücklich, wenn Ihr dieses Schiff nicht benutzt, denn das nächste werdet Ihr nicht mehr benutzen können, und das ist dann das letzte. Wir aber wird's das größte Vergnügen sein, Euch die ganze Nacht bei mir zu behalten; den Vorwurf der Ungastlichkeit sollt Ihr mir nicht machen, denn die Verlegung der Gastfreundschaft ist selbst bei den Wilden eines der verabscheuungswürdigsten Verbrechen.“ Diesen letzten Satz sprach sie lauter und mit Beziehung. Herr Nolte verstand, auf wen es gemünzt, und dachte: „Ich habe mich da neulich doch etwas zu stark ausgedrückt. Ich finde, daß man auch die Gastfreundschaft nicht zu weit ausdehnen darf.“

Frau Josephines Worte wurden von dem jungen Wöllchen lebhaft erfaßt. „Hurrah! Hierbleiben! Hierbleiben! Wir wollen die ganze Nacht nicht schlafen! Tanzen! Eine Bowle brauen!“ schwirrten die Worte durch einander.

Nur Frau von Almus, ihre Schwägerin und Herr Nullmeyer erschienen zur Abfahrt für das nächste Schiff gerüstet. Die Damen waren ein wenig pikirt, daß sie von ihren Protegés, für die sie so viel gethan hatten, schnöde verlassen wurden; denn Dr. Urner und der Conservatorist zeigten unzweideutig die Absicht, zu bleiben. Herr Nullmeyer erbot sich dafür, die Cavalier-Dienste bei den Damen zu übernehmen. Nach kurzem Abschiede stürmten die Drei, — Armchen voraus, — dem nahenden Schiffe entgegen. Nach einem höflich bedauernden Abschiede blieb Herr Nolte am Thore stehen und sah ihnen betrübt nach: „Nur drei Personen,“ dachte er. „Ach, wenn ich doch die ganze Gesellschaft jetzt so traben sähe, wie diese Drei!“

Nur zu bald zeigte sich, daß Frau Josephine eine gute Wetter-Prophetin gewesen war. Mit einem Male war der ganze Himmel mit Wolken bezogen, und der

Sturm kam über das Wasser gefahren, sodaß die sonst so friedliche Elbe plötzlich mit schaumgefrönten Wellen bedeckt war. Zugleich wirbelte eine mächtige Staubwolke auf, und Alles floh in's Haus. Nur Frau Klye irrte noch umher, weil ihr Karl sich nicht sogleich fand; aber ehe der Regen losbrach, war auch sie mit ihren Angstkindern geborgen.

Unter Blitz und Donner zog das letzte Schiff vorüber. Mit einem Seufzer sah es Herr Nolte ziehen. Nun war keine Rettung mehr; die ganze Gesellschaft mußte für die Nacht in Villa Josephine untergebracht werden. Er gerieth immer tiefer in eine menschenfeindliche Stimmung; das Benehmen seiner Frau ärgerte ihn auch. Sie zeigte keine Spur von Unbehagen oder Unruhe; im Gegentheile, sie schien vergnügt, daß sich das improvisirte Geburtstagsfest bis über die Nacht ausdehnte, und dabei sah sie ungewöhnlich hübsch aus.

Durch die Gegenwart so vieler Menschen machte sich bei geschlossenen Fenstern eine drückende Schwüle bemerkbar, und der allgemeinen Heiterkeit schien ein Dämpfer aufgelegt. Klye's Politisiren mit Freund German nahm einen gereizten und giftigen Charakter an. Dr. Urner und der Freiwillige warfen sich Sottisen an den Kopf. Tante Therese suchte abzulenken und schlug ein ruhiges Gesellschaftsspiel vor; aber man konnte sich nicht darüber einigen, und die Stimmung wurde immer gedrückter. Die Gegenwart der jungen Klye's wirkte auch nicht erheiternd. Willy heulte aus Furcht vor dem Donner, purzelte von Stühlen und bekam Erstickungsanfälle. Trostdem erschien er im Vergleich mit seinen Brüdern als ein Engel und erregte nur Mitleid. Diese Beiden aber erwiesen sich bei näherem Verkehre als die ärgsten Rangen, und man konnte sie nicht einmal los werden; steckte man sie zu einer Thür hinaus, kamen sie zur anderen wieder herein. Die unglückliche Frau Klye, durch die Ungezogenheit ihrer Jungen und die vernichtenden Blicke ihres Gatten endlich vollständig zur Verzweiflung gebracht, setzte sich in einen Winkel und weinte.

Herr Nolte schlich wie ein ruheloser Geist aus einem Zimmer in's andere, saß kurze Zeit auf einem Stuhle und blickte melancholisch die Gesellschaft an, stand dann einen Augenblick am Fenster und betrachtete tiefinnig das Toben des Wetters; zuletzt ging er kopfschüttelnd in das nächste Zimmer.

Endlich kam Frau Josephine auf einen klugen Gedanken: sie schleppte den Conservatoristen an das Piano. „Aber jetzt phantasiren Sie nicht über eine Schlacht,“ raunte sie ihm zu. „Etwas Lustiges, — Strauß oder Willöcker, — verstehen Sie?“ Und während der Jüngling die Operetten-Melodien erklingen ließ, gab sie unter der Hand zu verstehen, daß sie, wenn man sich nicht bald über ein Spiel einige, Dr. Urner auffordern werde, sein Lustspiel vorzulesen. Das wirkte. Die jungen Damen schnitten Papierstreifen, und der Freiwillige spitzte Bleistifte, als Vorbereitung für ein Schreibspiel.

„Aber wo steckt denn Einchen?“ fragte Frau Josephine.

„Das gnädige Fräulein steht d'rin am Fenster und bewundert das großartige Schauspiel,“ versicherte Dr. Urner. Er war soeben im Entrée gewesen, um der Tasche seines Ueberziehers das Manuscript zu entnehmen, in der Hoffnung, daß ein günstiger Augenblick bald eintreten könnte.

Einchen stand nicht nur aus Naturschwärmerei am Fenster; sie wußte, daß das letzte Schiff, welches aus Dresden kam, um diese Zeit in Hosternitz anlegte, und sie erwartete noch in der letzten Stunde den Professor. Weshalb sie ihn mit solcher Gewißheit erwartete, hätte sie nicht sagen können; auch war das Schiff nicht einmal zu sehen. Der strömende Regen ließ nur die nächsten Gegenstände erkennen; ein Blitz zeigte für Augenblicke das Bild der sturmgepeinigten Landschaft. Bei dem Scheine desselben glaubte Einchen das Schiff, und auf der Landungsbrücke ein einsame Gestalt zu erblicken.

„Das ist er,“ dachte sie mit vollkommener Sicherheit. „Ach Gott, wenn er nur erst glücklich bei uns wäre!“

Dieser fromme Wunsch war wohl gerechtfertigt. Es waren nur wenige Minuten verflossen, da schien es, als ob das Feuer vom Himmel herunterstürzte, worauf ein prasselnder Schlag folgte.

„Es hat eingeschlagen!“ schrie Alles durch einander. Jeder stürzte zum Fenster, und da in diesem Augenblicke, gleichsam wie um Athem zu schöpfen, der Regen nachließ, sah man noch brechende, abgerissene Zweige einer vom Blitze gespaltenen Pappel umherfliegen.

Niemand hatte beachtet, daß auch Einchen einen Schreckensruf ausstieß; Niemand merkte, daß sie todtenbleich aus dem Zimmer, ja, ohne Kopfbedeckung, wie sie war, aus dem Hause stürzte. Der Sturm stemmte sich ihr entgegen, als sie das Hofgitter öffnete; der Regen stürzte auch jetzt mit verdoppelter Gewalt herunter und benahm ihr fast den Athem, aber wie von unsichtbarer

Macht getrieben, flog das zarte Kind die Straße hinunter.

„Tante Josephine,“ rief Gretchen, „was will denn Einchen auf der Straße?“

„Einchen? Um Gotteswillen! Das Kind hat doch nicht den Verstand verloren?“ Einen Augenblick zweifelte die erschreckte Mutter, ob sie aus dem Fenster ihr nachrufen, oder gleich zur Thür hinaus ihr nach-eilen sollte. Da ließ sich Gretchen's Stimme abermals und mit einer noch erstaunlicheren Kunde vernehmen: „Tante Josephine, schnell; sie umarmen sich!“

„Wer?“

„Einchen umarmt einen Herrn!“ —

Armes, kleines Einchen! Sie hatte ihn ja gar nicht gesehen, weil das Wasser ihr immer über die Augen lief. Sie wäre vielleicht an ihm vorbeigerannt; sie war überzeugt, er läge erschlagen unter der Pappel. Aber der Professor, dem der Sturm nicht entgegenkam, erkannte sie. „Einchen, — um Gott, was ist Ihnen passiert?“ rief er; da lag das Kind in seinen Armen, und mit vor Schluchzen erstickter Stimme brachte es heraus: „Ich dachte, der Blitz hätte Sie erschlagen!“

„O, Du geliebtes Einchen!“ jubelte der Professor. „Nach mir bist Du in diesem Wetter hinausgelaufen?“

In diesem Augenblicke fuhr ein greller Blitz hernieder, damit es dem liebenden Paare an der elektrischen Beleuchtung nicht fehle, sodaß die an den Fenstern versammelte Gesellschaft Zeuge ihrer ersten Umarmung wurde.

„Tante Josephine, es ist der Professor! Er trägt Einchen in's Haus!“ schrie Gretchen.

Frau Josephine hatte sich in diesem kritischen Momente schon für die Thür entschieden und stürzte ihrem Einchen entgegen. Das erschien wie eine Aufforderung; die ganze Gesellschaft stürzte ihr nach. Aus dem sicheren Schutze des Hauses wagte sich aber Niemand heraus.

Vor der Hofthür setzte der Professor sein liebes Mädchen nieder auf den Boden und Hand in Hand traten Beide in den Hof.

„Hoch lebe das Brautpaar,“ rief das enfant terrible, trotz der heimlichen Kniffe seiner Schwestern. „Es lebe hoch!“ fielen die Uebrigen ein. Es war auch nichts mehr zu verheimlichen.

In Einchens Absicht lag es nicht, sich öffentlich zu verloben, ehe die Eltern ihr Jawort dazu gegeben; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Ausreißer nützte nichts. Der Hof war kein passender Aufenthalt. Triefend vor Nässe, gerade als wären sie den Fluthen der Elbe entflohen, trat das Brautpaar in's Haus. Nur eine Mutter konnte den Muth finden, eine so vollständig durchnäßte Tochter zu umarmen. Alle Anderen drängten nach rückwärts. Frau Josephine machte auch keine Nährscene, sondern nahm ihr triefendes Einchen und verschwand mit ihr auf der Treppe, die nach ihrem Zimmer führte.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Alphorismen.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Wisset, die Euch Haß predigen, erlösen Euch nicht.

Treue üben ist Tugend, Treue erfahren Ehre.

Der Pfennig der Witwe wird von der Kirche dankbar quittirt. Wüßte Du gleichen Lohn empfangen im Tempel der Kunst, dann sei ein Krösus und bringe Dein Hab und Gut.

Es giebt eine nähere Verwandtschaft, als die zwischen Mutter und Kind: die zwischen dem Künstler und seinem Werke.

Wenn Ihr wüßtet, daß Ihr solidarisch seid für jedes begangene Unrecht, das Lästern würde Euch vergehen.

Der kleinste Hügel vermag uns die Aussicht auf einen Chimborasso zu verdecken.

Kein Todter ist besser begraben, als eine erloschene Leidenschaft.

Der Ignorant weiß nichts, der Parteimann will nichts wissen.

Sich auf die Richtigkeit seiner Impulse verlassen dürfen, das ist Glück, das giebt einen festen Halt.

Einen Menschen kennen heißt, ihn lieben oder ihn bedauern.



In „Klein Ederl“ von Marie Giese. Zeichnung von Carl Niekelt.

Nachdruck verboten.

Klein Ederl.

Ein Bild von der Brennerstraße.

Von Marie Giese.

Mit Zeichnungen von Carl Niekelt.

An dem Punkte, wo der Schallerbach die linke Felswand des Eisack-Thales durchbricht, sieht man schon in beträchtlicher Höhe unter dem finsternen Nadelholze Laubbäume auftauchen, die sich nach unten hin so weit mehrten, daß sie auf der breiten, am Fuße der Wand aufgebauten Terrasse einen dichten Hain bilden. Einzelne Exemplare und größere oder kleinere Gruppen sind auf dem weithin gedehnten Wiesenplane zu beiden Seiten und bis zum Ufer des im Thalgrunde dahinströmenden Eisack verstreut, sodaß man sich in einen unabsehbaren Park versetzt glaubt. Die prächtigsten aber bleiben auf der Terrasse und in ihrer nächsten Umgebung beisammen, um etwa dreißig Bauernhäuser zu beschirmen, den Wohlstand ihrer Bewohner durch ihren Frucht-Reichthum zu mehrten, und ein Dorf-Innereis zu schaffen, das ebenso viel schöne Einzelbilder, als Hoffstellen hat.

Das Dorf heißt Bahrn, und die Bäume sind Edelkastanien und Walnußbäume. Man findet unter ihnen Stämme, die sechs Meter im Umfange haben und, mit gigantischer Kraft aus dem Boden emporstrebend, sich in eine Menge Äste theilen, die stark genug sind, um jeder für sich einen ansehnlichen Baum vorzustellen.

Wie sich um jedes Haus eine Anzahl dieser herrlichen Bäume gruppiert, so gehört auch ein Quell dazu, oder ein dahin geleiteter Arm des Gebirgsbaches, wenn es nicht zufällig an diesem liegt. Das Rauschen dieser Gewässer belebt den ganzen Ort, hier lauter, dort heimlicher. Und dies ist gut, weil seine Stille sonst eine fast verzauberte wäre. Denn die alte, über das Brennerjoch aus Deutschland nach Italien führende Straße ist verödet. Seit zwanzig und einigen Jahren, als der schwierige Bau der Eisenbahn über den Berggürtel vollendet ward, begnügt man auf ihr nur noch den Heimbogen der Bauern und in seltenen Fällen dem Einspänner eines Krämers, oder dem Karren einer Zigeunerfamilie. Staubfrei und sauber zieht sie bergauf und bergab durch Alpenwälder und über grüne Matten, und die Blumen an ihrem Rande sind von unberührter Frische.

Die einsame Straße führt durch das Unterdorf und berührt dabei einen für ganz Bahrn hochwichtigen Punkt. Es ist dies ein stattliches Bauernhaus mit einem, nur durch ein paar blinde Scheiben erhaltenen Erdgeschosse, in dem viele Fässer von bedeutendem Meßern lagern. Im ersten Stocke liegt eine große, reinliche Gaststube. Aus ihrem breiten, vergitterten Erkerfenster rücken rothe Kissen und Gelbweigen heraus. Ein Niesen-Nußbaum wirft seinen sonnendurchglänzten Schatten auf die Front und die handfesten Tische und Wandbänke zu beiden Seiten der Hausthür. Damit aber keinem ein Zweifel bleibt, daß das Haus ein Gasthaus ist, schwanzt an einer in der Mauer befestigten Querstange hoch in der Luft ein goldglänzender Adler.

Hier wird ein vorzüglicher Südtiroler Wein geschenkt, der die Väter von Bahrn häufig herbei lockt, und dem zuweilen auch einige geistliche und weltliche Herren aus dem benachbarten frommen Städtchen Brigidn ihre Ehre anthun. An einem guten

Zimbisse läßt die dicke, brave Adlernwirthin es nie fehlen, und daß Silomena, die rosenwangige Hanstochter, den Wein kredenzt, kann seiner Güte keinen Abbruch thun.

Wie die meisten Orte im schönen Tirolerland, so hat auch das stille Bahrn seine Sommerfrischler, darunter in der Regel einige Maler, die mit Vorliebe im goldenen Adler Quartier nehmen. In diesem Sommer waren ihrer drei gekommen, zwei Fräulein und ein männlicher College. Ein junger, noch kaum bekannter Schriftsteller hatte sich ihnen angeschlossen.

An einem Juniabend, eine Stunde vor Sonnenuntergang, saß die kleine Gesellschaft in Erwartung des Abendessens unter dem Nußbaume an ihrem Stammtische. Dieser hatte ein festliches Aussehen. Zwischen den beiden weißen, mit rothem Bozener Leithenweine gefüllten Karaffen stand in einem braunen Krüge ein prächtiger Rosenstrauß, nicht weit davon eine Schüssel mit köstlichen Wald-Erdbeeren und ein appetitlicher Guglhupf. Wir werden uns heute mit Geduld rüsten müssen, bis Silomena uns etwas verabreicht. Sie wollte nichts weiter verathen, als daß sie das Leibesessen des Herrn Professors richte, was etwas mehr Zeit fordere als gewöhnlich.

Diese Bemerkung machte eine der Malerinnen, ein altes Fräulein, mit einem Gesicht von hausbackener Form, aber äußerst gutmüthigem, zufriedenen Ausdrucke. Sie trug einen Marienscheitel und über ihm, geschmackvoll geordnet, ein schwarzes Spitzentüchlein. Ihre ganze Kunstübung beschränkte sich auf Copiren von Heiligenbildern für Dorfkirchen, das sie bei ausdauerndem Fleiße auskömmlich ernährte. „Herr Professor“, fuhr sie fort, ohne von ihrem grauvollen Stricktrumpfe aufzusehen, „wir fühlen uns von dem goldenen Adler um Thretwillen zurückgesetzt.“

Derjenige, dem diese Worte galten, hörte sie nicht. Er blätterte mit der zweiten Collegen in einem Skizzenbuche der Letzteren, eine Beschäftigung, welche die Aufmerksamkeit Beider ausschließlich in Anspruch nahm. Er stand in der ersten Kraft und Blüthe des Mannesalters und sah nicht nur wie ein Künstler, sondern auch wie ein braver und liebenswürdiger Mensch aus. Vor einigen Tagen hatte er ein Gemälde, das den goldenen Adler mit dem Nußbaume und einem Stück der Straße, die hier unter einer malerischen Brücke von dem Bache gekreuzt wurde, für einen unerwartet hohen Preis verkauft, und ein Seitenstück dazu bestellt bekommen. Ein anderes, eben auf der Ausstellung befindliches Bild, war als ein Meisterwerk recensirt worden. In überströmender Freude war er heute seinen Freunden nachgekommen, um Studien zu dem Seitenstücke zu machen und eine Frage an sein Schicksal zu stellen, von deren Beantwortung es abhing, ob sein Glück ein vollkommenes werden sollte.

„Sind Sie taub, Professor, daß Sie mich alles in den Wind reden lassen?“ fragte aufblickend Fräulein Schloffer, die Heiligenbilder-Copistin.

„Beste Schlofferin“, entgegnete er, „wollen auch Sie mich mit diesem philiströsen Titel reizen, der mir gar nicht einmal gebührt? Sie wissen doch, daß er bei den Landleuten hier nur den Unterschied zwischen Maler und Anstreicher bedeutet! Ich brauche ihn wirklich nicht zu meinem Glücke! Dazu fehlt mir,“ — setzte er leise hinzu, — „etwas so ganz anderes!“

Das junge Mädchen an seiner Seite erröthete. Die Schlofferin bemerkte es und blinzelte von nun an zuweilen nach den Beiden hinüber, während sie sich stellte, als höbe sie an ihrem Strickzeuge eine Masche auf.

Jene junge Collegen hatte ein brünettes, sehr anziehendes

Gesicht und eine hohe, edle Gestalt. Mit sechsundzwanzig Jahren besaß sie schon einen Namen als Talent für Blumen- und decorative Malerei und wurde sowohl ihrer Persönlichkeit, als auch ihrer Künstlerkraft halber, von ihren Collegen bewundert.

„Gott sei Dank“, nahm die Schloffer wieder das Wort, „daß man einmal einen Menschen sieht, der von Glück spricht; selten genug kommt es heut zu Tage in der Welt vor. Uebrigens würde es uns leid gethan haben, Professor, wenn Sie in München geblieben wären. In meinem Troste hätte ich mir wenigstens sagen können, daß die Schuld nicht an mir lag.“

„Und das Darlehen, welches Sie mir zur Reise anboten, kam wahrscheinlich einem Hülfbedürftigen vom Metier zu Gute!“ erwiderte er in herzlichem Tone.

„Man thut, was man kann“, sagte sie so harmlos, daß Niemand in dem jungen Manne, der neben ihr saß, diesen Hülfbedürftigen hätte vermuthen können, zumal er nicht vom Metier war.

„Man thut, was man kann“, wiederholte sie, „aber schön ist's halt nicht, wenn man Luidant erntet.“

„Sie meinen, daß man Ihnen Ihr mühsam Ersparthes nicht wieder zurückgibt?“ fragte das junge Mädchen.

„Das ist mir auch schon einmal passiert, aber was ich meine ist, daß Jemand, dem ich geholfen hatte, hinter meinem Rücken die Aeußerung that: „Die Schloffer'sche Heiligenbilder-Fabrikation ist ein nahrhaftes Handwerk!“

„Das war eine gemeine Seele!“ rief der Professor.

„Ein Glender!“ murmelte der junge Literat.

„Ich habe keinen Ausdruck dafür!“ sagte das Mädchen.

Die Stricknadeln der Schlofferin flogen schneller. „Euer Eifer freut mich, Kinder, obgleich ich weiß, daß Ihr genialen Wesen über meine Malerei nicht viel anders denkt. Aber meine Copien sind gesucht, und ich lebe davon. Damit bin ich zufrieden.“

Ihr geheimer Schützling — sein Name war Stiller — hatte bisher wenig auf die Unterhaltung geachtet. Er hielt auf seinen Knieen eine große Mappe, in die er mit Bleistift etwas hinein schrieb. In seinen großen, hellbraunen Augen lag ein trübes Etwas, das seine Bekanntschaft mit den Sorgen des Lebens ahnen ließ. Zum Glück hatte sich ihm Aussicht auf eine Stelle als vierter Redacteur bei einer Zeitung eröffnet, und in dieser Hoffnung konnte er sich seinem eigentlichen Berufe jetzt mit leichterem Herzen hingeben.

„Haben Sie nie ein selbstständiges Werk versucht?“ fragte er etwas ungeschickt seine Gönnerin.

„Es fehlte mir immer an der nöthigen Zeit, so in die blaue Luft hinein etwas zu malen,“ erwiderte sie ein wenig kleinlaut, denn sie entkann sich einiger unglücklichen Versuche aus ihren jüngeren Jahren.

„Die Glückliche von uns Allen ist doch Fräulein Nina,“ sagte Stiller mit einem kleinen, schwermüthigen Lächeln. „Nach Italien zu gehen —“

Der Maler fuhr zusammen und wechselte die Farbe. „Nach Italien?“

Nina erhob den Kopf und entgegnete in etwas unsicherem Tone: „Ja, nach Italien! Seit ich das Wort kenne, ist's mein Traum, Italien zu sehen! Und hier bin ich schon auf dem Wege!“

„Hoffentlich reichen die Mittel,“ bemerkte halblaut die Schlofferin.



Wiener Wäscherinnen. Von W. Gause. — Siehe Seite 143.

Ayuntamiento de Madrid

„Auf zwei volle Jahre! Außerdem habe ich Bestellungen!“ erwiderte Nina, und nun klang ein froher Stolz aus ihrer Stimme.

Stiller seufzte. „Hören Sie, mein Freund“, sprach mit einer Anwendung von Verger die Schloßherrin, „das Seufzen ist eine krankhafte Angewohnheit. Sie haben Anlage zu einem sogenannten Wimmerholz und müssen dagegen kämpfen. Bei uns Malern seufzt man nicht! Wir lassen uns keine Zeit dazu. Eher gestatten Sie sich einen kleinen Fluch, z. B. „Donnerwetter!“ oder „Schockschwergewicht!“ Alles, nur keine Sentimentalität!“

„Ich nehme Ihnen Ihr ewiges Schelten nicht übel, weil ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen, und verspreche Ihnen, mich zu bessern“, erwiderte er, zu seiner Schreiberei zurückkehrend.

Der Professor seufzte nicht, aber über seine Züge hatte sich eine Wolke gelegt. Er zog seiner Nachbarin das Skizzenbuch aus den Händen und begann eine Zeichnung: ein Meer von Dächern, darüber die mächtige Kuppel einer Kirche, Pinien, Ruinen. An den oberen Rand des Blattes schrieb er die beiden Worte: „Dahin! dahin!“

Nina griff zu einem Buche, Lübke's Geschichte der Malerei in Italien, und las, oder schien zu lesen.

So saßen sie ein halbes Stündchen, dann ließ sich Fräulein Schloßherr also vernehmen:

„Euer idyllisches Vahn ist mir denn doch etwas zu tot; Sie sollten uns etwas vorlesen, Stillerchen!“

„Mit Vergnügen! Darf es etwas Eigenes sein?“

„Vorausgesetzt, daß keine Seufzer darin vorkommen, ja!“

„Ich werde mir erlauben, ein Abendstimmungs-Bild, an dem ich eben schreibe, vorzutragen.“

„Also aufgemerkt, Ihr Brüder!“ rief sie und klingelte mit der Stricknadel an ihr leeres Glas. Nina legte ihr Buch nieder, er zeichnete weiter, ohne aufzublicken.

„Es war“, begann Stiller, „ein warmer Sommerabend. Die Sonne sank in das waldige Dunkel über dem Dörfchen Vahn an der uralten Brennerstraße. Auf den Wiesen trocknete das Heu und ergoß würzigen Duft über den lichtgrünen Abhang. In den kleinen Bauerngärten hauchten die Geraniolen und die weißen Lilien, die Lieblingsblumen des Ortes, ihren süßen Odem in die stille Luft. Eintönig plätscherte der Bach und trug auf seinen Wellen die Kollunderblüthen und die Blätter der wilden Rosen, welche die Bäche am Ufer ihm zuwarfen, mit sich fort. Tiefer Frieden lag über dem Dörfchen. Vor den Thüren saßen, ihr Pfeifchen schmauchend, die Bauern, ein halbes Duzend Kinder spielten im Dämmerlicht der Baumriesen mit den abgefallenen Früchten. Die Abendglocken —“

„Entschuldigen Sie, mein Herr Poet“, unterbrach ihn seine Freundin, „aber was Sie da lesen, hören und sehen wir Alles selbst. Ueberschlagen Sie freundlichst ein paar Seiten und kommen Sie zur Sache.“

„Zur Sache?“ entgegnete er gereizt. „Ich kann doch nicht mit der Thür in's Haus fallen, wenn ich erzählen will, daß Goethe auf seiner Reise nach Italien durch Vahn kam und selbstverständlich im goldenen Adler einkehrte! Professor, was sagen Sie? Nicht wahr, der kleine Eingang ist durchaus notwendig?“

Der Angerufene blickte verwirrt auf. Er hatte nicht mit einem halben Ohre zugehört. Aber seine Verlegenheit dauerte nicht lange. Aus dem Erkerfenster, an dem sie schon eine Weile sichtbar gewesen war, rief die Wirthin ihm zu:

„Schau'n, Herr Professor, dort kommt der Burlacher!“

„Der Burlacher kommt! Der Burlacher kommt!“ tönte es plötzlich aus verschiedenen Richtungen durch einander. Mit einem Schlage kam Leben in das „verwünschte“ Dorf.

Die Bauern blickten die Straße hinaus und standen auf, die Kinder warfen ihre grünen Hüte fort und rannten dem Gasthause zu; eine kleine Schar Knechte und Mägde, die vom Heuen kamen und in's Oberdorf wollten, schwenkte links ab und wandte sich ebenfalls dem „goldenen Adler“ zu, selbst die am Herde mit Bereitung der Polenta und Knödel beschäftigten Hausmütter der Nachbarschaft ließen ihr Nachwerk auf einen Augenblick im Stiche, um aus der Thür zu sehen, ob der Burlacher wirklich käme.

Daß auch drei oder vier Hunde, die irgend wo herumgelegen und geschlafen hatten, sich der allgemeinen Bewegung anschlossen, wird nur erwähnt, um von ihrem Vorhandensein in dem idyllischen Orte Kunde zu geben.

Und sogar auf den gedankenabwesenden Professor übte das Zauberwort seine Wirkung. „Der Burlacher ist da!“ rief er, „der Träume Flor“ abschüttelnd. „Kommen Sie, Fräulein Nina, kommt auch Ihr beiden feindlichen Seelen Stiller und Schloßherr, ich will Euch den Burlacher vorstellen.“

Sie folgten ihm, — die Schloßherrin, nachdem sie zuvor eine Serviette über den Gabelhump gedekt hatte. Was sie nun sahen, war dies:

Auf der Straße, vom Brenner herab, fuhr ein ungewöhnlich großer, mit einem grauen Leinwand-Verdecke ausgerüsteter Frachtwagen in's Dorf ein. Die beiden wohlgepflegten, braunen Pferde trugen zum Schutze gegen die Fliegen ein rothes Netzwerk über dem Kopfe und an ihrem Geschirre hing eine Unzahl von Glöckchen, deren leises Geklingel sich mit dem Geräusche der Räder vermischte. Der Fuhrmann knallte lustig mit der Peitsche und nicht nach beiden Seiten zum Gruß. Auf dem kleinen Plage vor dem Stallgebäude, das links neben dem Gasthause stand, machte er Halt und sprang von seinem Sige.

„Grüß Gott, Herr Professor! Sein's a wieder da? Freut mich, Sie wieder z'sehen! Sie schau'n gut aus, mein i!“

„Gleichfalls, Burlacher!“ erwiderte der Maler, indem er dem sonnenverbräunten Manne die Hand schüttelte.

„Schau, Venz, der Herr Professor is a da!“ rief im Innern des Wagens eine frische Kinderstimme.

„Grüß Dich Gott, Miez!“ (Marie), entgegnete er und hob aus einer fensterartigen Luke in dem Verdecke ein niedliches, rothwangiges Mädchen von zehn bis elf Jahren heraus. „Und da haben wir auch die holde Venz! Aber Kinder, wie seid Ihr gewachsen! Noch ein paar Jahre, und Ihr seid zwei große Madeln!“

„Dann will der Vater uns nimmer mitnehmen, hat er gesagt!“ erwiderte lachend Miez. Sie reichten ihm vertraulich die Hand, strichen ihre blauleinernen Röschchen zurecht und blickten gespannt nach der Luke in dem Wagen.

„Ist die Mutter heuer mit mit?“ fragte der Professor.

„Kommt schon!“ ließ sich drinnen eine Stimme hören. „Und da haben's a den Ederl!“

„Den Ederl? Ja, wer ist das?“

Anstatt zu antworten, hielt ihm eine noch junge Frau mit schwarzem Haar und eben solchen Augen, unzweifelhaft italienischer Herkunft, einen etwa vierjährigen Knaben hin, der mit

einem rothen, nur bis zum Kniee reichenden Planellettschen bekleidet war, und auf dem dunkellockigen Kopfe, weit zurückgesetzt, einen kleinen braunen Filzhut trug. Ein schönes, großäugiges, von Gesundheit strotzendes Bäckchen, mit einem schimmernden Roth auf den bräunlichen Wangen.

Der Professor und seine Gefährten blieben stumm vor Staunen.

„S is der Eduard, das Jüngst' von unsren Kindern“, sprach die Mutter. „Wir haben g'meint, 's sei besser, wir hätten ihn mit uns, weil die Großmutter daheim nit länger mit ihm ankommen kann. Im Haus' läßt er sich nit halten, und hinter ihm herzulaufer, is sie nit mehr flink genug.“

„Welch' ein entzückendes Kind!“ rief Nina hingerissen.

„Ja, da ist Alles Vollkommenheit!“ setzte der Maler hinzu. Die Augen der Burlacherin leuchteten. „Und schwer is er nit wenig! Wenn der Herr sich bemühen wollt!“

„Komm, Ederl, Du Prachtkind aller Tiroler Buben!“ unterbrach er sie. Aber Ederl trampelte mit seinen nackten Beinschen ungeduldig in seinen Armen und rief, indem er nach dem Fuhrmann deutete, der seine Kasse am Röhrbrunnen trankte:

„Laß' mi a Bißel aufsitzen, Vaterl!“

„Gut! Aber zuvor wird dies Fräulein Dich küssen, als die höchste Ehre, die Vahn Dir bieten kann!“ entgegnete sein neuer Freund.

„Das will ich gern! Komm nur, Ederl!“ rief Nina fröhlich.

Ederl besann sich keinen Augenblick, sondern als sei es auch ganz nach seinem Sinne, umschlang er ihren Hals und küßte sie herzlich. Nun küßte ihn der Professor und setzte ihn auf den Rücken des Handpferdes, das den kleinen Mann, der ein Mal über das andere „häh! häh!“ rief, bedächtig in den Stall trug.

„Ein reizendes Genre-Bildchen!“ sagte lächelnd der junge Schriftsteller. „Es ist wahr, die Stoffe liegen auf der Straße! Meinen Sie nicht auch, Fräulein Schloßherr?“

Sie nickte würdevoll, wie immer, wenn sie nicht Lust hatte, auf einen Gegenstand einzugehen.

(Schluß folgt.)

Eine Sommernacht auf einem russischen Kaiserschloße.

Von Fr. Wilh. Groß.

(Schluß.)

Er gegen achthundert Schritte lange Weg war beinahe zurückgelegt, als ein junger Mann von fast kleiner Statur und großer Beweglichkeit auf die Großfürstin zuschritt und derselben ehrerbietig die ihm gereichte Hand küßte. Das war an sich gerade kein Ereigniß. Bei Damen nimmt man es mit einem Handstufte mehr oder weniger nicht so genau, allein, — dem jungen Manne sah man es doch an, daß er in dieser Richtung eine große Übung besaß und große Geschicklichkeit auf den Tag legte, ohne Befangenheit zu verrathen. Im Uebrigen hatte seine Erscheinung durchaus nichts Vornehmeres, aber seine Körperhaltung zeigte viel Geschmeidigkeit. Der Schritt war leicht und behend und die Bewegung gefällig und sicher, ohne Künstelei. Das etwas runde Gesicht wurde von ziemlich langem Lockenhaar umgeben und schien noch viel jugendlicher, als der Mann war. In keinem Falle hätte man demselben irgend welche Bedeutung beigemessen, und ihn weit eher für einen Studenten, als für eine geniale Persönlichkeit gehalten.

Es war Anton Rubinstein, der zwar damals schon Director des Petersburger Conservatoriums war, aber eine Berühmtheit noch nicht erlangt hatte. Er verkehrte jedoch sehr viel im Palais der Großfürstin Helene, gab häufig musikalische Abend-Unterhaltungen und war der bevorzugte Günstling der hohen Dame.

Nach einer flüchtigen Begrüßung wurde der Weg fortgesetzt, und gleich darauf betrat man den großen, freien Platz mit seinen Blumenanlagen, der vor dem Hauptschloße lag. Ungefähr in der Mitte des letzteren war auf dem Kies des Weges ein Tisch mit Sesseln aufgestellt, auf welchem die großfürstlichen Damen Platz nahmen, um dann die Unterhaltung in der animirtesten Stimmung fortzuführen.

Mittlerweile war die Nacht vollständig hereingebrochen. Die Vanillen- und Rosengruppen strömten ihre süßen, würzigen Düfte aus und wirkten geradezu berauschend auf Herz und Sinn. Nachtvögel und Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume, um ihre süße Nahrung aus den Kelchen zu saugen. Käfer jurrten und schnurrten vorüber, Ecaden zirpten, Grashüpfer sagten, das Laub in den Gebüsch raschelte, und der ganze Wald sumimte, brumnte und zirpte von kleinen Lebewesen, die ihrem Lustgefühl Ausdruck gaben.

Die Großfürstin Katharina verfolgte den Triller einer Nachtigall, die ganz in der Nähe schlug und wendete sich an Rubinstein, indem sie sagte: „Ja, Sie haben uns schon manche hübsche Sachen hören lassen, aber ein solches Concert, wie es uns unsere kleinen besiedelten Virtuosen aufführen, können Sie bei aller Meisterhaft doch nicht nachahmen.“

„Nein, Kaiserliche Hoheit, das kann ich nicht!“ gestand der junge Meister ein, dessen Bescheidenheit vortheilhaft von der Selbstheingegenwartigkeit anderer Künstler abhief. „Bei aller Einfachheit dieser Musik habe ich es noch nicht dahin gebracht, und wenn wir es vernöchten, würde es vielleicht Eurer Kaiserlichen Hoheit nicht gefallen.“

„Weshalb nicht?“ warf die Großfürstin-Mutter dazwischen.

„Ich möchte das doch nicht glauben.“

„Aus vielen Gründen, Kaiserliche Hoheit!“ bemerkte der junge Meister. „Zunächst ist es doch wohl nicht der Fästenschmelz der Nachtigall allein, der uns so ausnehmend gefällt, sondern es ist die Eigenart des Vogels, uns seine Productionen zu ungewöhnlicher Nachtstunde vorzuführen, wenn unsere Sinne ohnehin schon auf das Günstigste beeinflusst sind. Es sind ferner eine Menge lieblicher Vorstellungen, die uns bei dem Erönen der Nachtigall nahe treten. Ohne Zweifel wird ihr Lied unter allen Umständen eine Kunstleistung sein und bleiben, aber der Genuß wird doch wesentlich dadurch verstärkt, daß die Nachtigall und der Frühlings, oder die Nachtigall und die Sommernacht untrennbare Begriffe sind. Als Beweis dafür führe ich an, daß uns bei drückender Sonnenhitze am Tage der Schlag der Nachtigall weit weniger anmüthet, weil unsere Nerven abgelenkt sind, und daß er uns umgekehrt am meisten entzückt, wenn die Nachtrische und das Zwielfel erquickend auf unsere Geist einwirken und die Phantasie auf den höchsten Grad ihrer Steigerungsfähigkeit emporläutern. In der heißen Steppe

würde sicherlich die Nachtigall uns nicht mehr das sein, was sie uns in unsern Wäldern und Gärten ist!“

Manches davon mußten auch die hohen Damen zugeben, und die Großherzogin Katharina meinte, daß der Gesang des Vogels allerdings nur im Bereiche einer plätschernden Quelle, eines rauschenden Wasserfalles oder eines murmelnden Baches vollkommen gedacht werden könne, und ebenso mußte sie beipflichten, daß Nacht- oder Waldesdunkel, — womöglich aber von Mondschein erhellt, den Zauber wesentlich erhöhe, allein, — sie konnte sich nicht denken, daß der süße Triller in der Steppe an Melodie so viel verlieren sollte, daß sein Reiz aufhörte.

„Es ist nur eine Meinung, liebes Kind!“ versetzte die Mutter. „Wir haben die Steppe ebenso wenig besucht, wie Rubinstein, und sind daher auch nicht in der Lage, zu wissen oder zu beurtheilen, in wie weit unser Meister Recht behalten würde.“

„Wir haben aber zufällig Jemand hier, der die Steppe genügend kennt und uns genauen Bescheid geben kann!“ fiel die Großfürstin ein. „Wie denken Sie darüber?“ fragte sie indem sie sich lächelnd zu mir wandte.

Da Alle lachten, so konnte ich mich nicht enthalten mit einzustimmen, und mußte bekennen, daß ich niemals Gelegenheit gehabt hatte, zu beobachten, wie sich die Nachtigall in der Steppe ausnahmte, weil ich dort nie einer begegnet wäre.

„Wohl aber habe ich daselbst, — wenn auch selten, — das Lied der Lerche gehört und gefunden, daß die Wirkung dieses Gesanges in der melancholischen Einöde der Steppe weit eher gehoben als abgeschwächt wurde. Wie sich nun aber der wesentlich anders modulierte Nachtigallenschlag ausnehmen möchte, wage ich bei meinem geringen Verständnisse für Musik kaum zu entscheiden, habe aber doch das Gefühl, daß das hohe Lied dieses Vogels in der elegischen Einsamkeit der Wüstenwälder ebenso wohlthuend berühren würde, wie die Schalmel oder primitive Flöte des Steppenhirten!“

„Oder auch eine Symphonie von Rubinstein auf der Harfe oder dem Cello vorgetragen!“ ergänzte die Hofdame.

Die Großfürstin Katharina amüsierte sich darüber, und ihre hohe Mutter kloppte dem jungen Meister auf die Schulter, indem sie sagte: „Das ist wahr, Rubinstein! Wir werden ja wohl einmal Gelegenheit haben, zu erproben, ob Sie mit der Nachtigall einen Wettstreit aushalten können!“

Damit war das Gespräch über diesen Gegenstand zu Ende, denn die Aufmerksamkeit Aller wurde von einem neuen Schauspiel in Angriff genommen. Die Bäume und Gebüsch fingen an, sich mit bunten Flämmchen und Lichtern zu schmücken, an den Rändern der Wege und auf dem großen Rasenplaze, der sich zwischen dem Palais der Großfürstin-Mutter und dem Chinesischen Palais hinzog, waren langgeschwungene Linien von farbigen Lampions entstanden, die den Theil des Parkes vor dem Schloße in eine Märchenwelt verwandelten. Am Ende des Rasenplatzes fiel das Auge auf das reizend beleuchtete chinesische Palais, das sich in dem Brillant-Feuer wie ein Zauberschloß ausnahm, während hier und da auf den Rasen-Buchtungen oder größeren Wiesenflächen sich ganze Gruppen, Staffeln und Figuren von bunten Laternen zusammen-drängten.

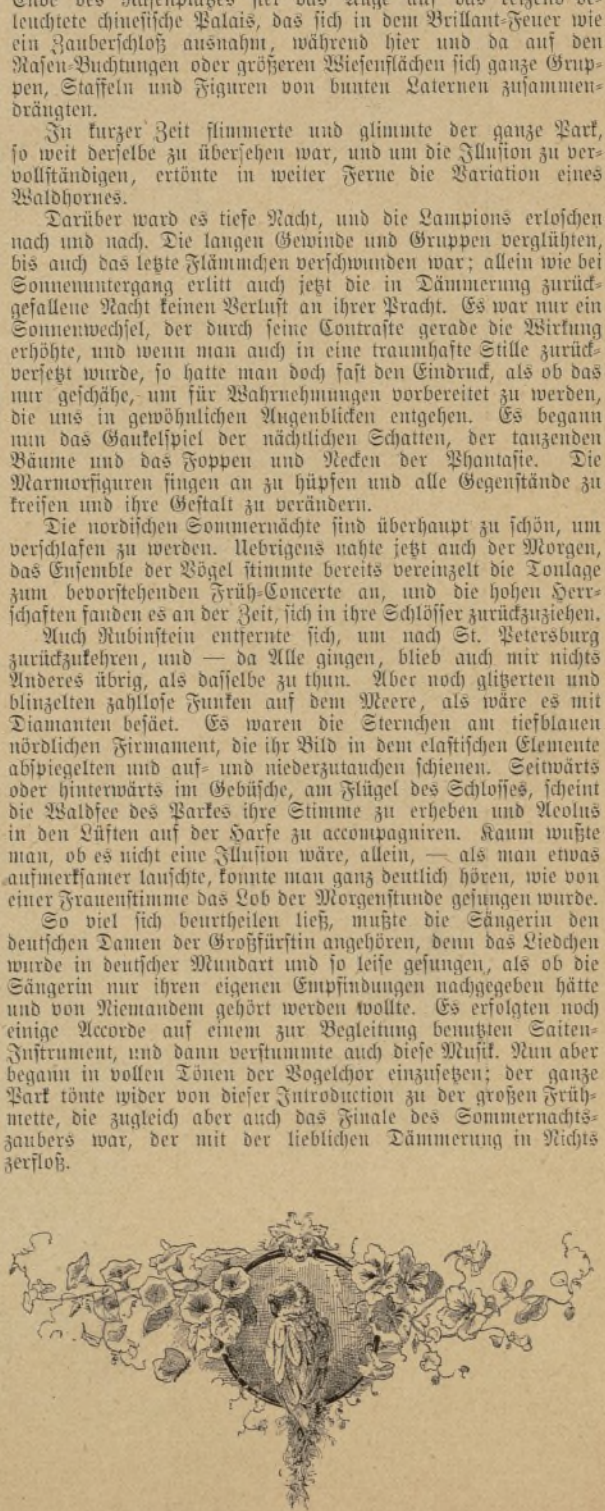
In kurzer Zeit flimmerte und glimmte der ganze Park, so weit derselbe zu übersehen war, und um die Illusion zu vervollständigen, ertönte in weiter Ferne die Variation eines Walzhornes.

Darüber ward es tiefe Nacht, und die Lampions erloschen nach und nach. Die langen Gewinde und Gruppen verglühten, bis auch das letzte Flämmchen verschwunden war; allein wie bei Sonnenuntergang ertönt jetzt die in Dämmerung zurückgefallene Nacht keinen Verlust an ihrer Pracht. Es war nur ein Sonnenwechsel, der durch seine Contraste gerade die Wirkung erhöhte, und wenn man auch in eine traumhafte Stille zurückversetzt wurde, so hatte man doch fast den Eindruck, als ob das mir geschähe, um für Wahrnehmungen vorbereitet zu werden, die uns in gewöhnlichen Augenblicken entgehen. Es begann nun das Gaukelspiel der nächtlichen Schatten, der tanzenden Bäume und das Koppen und Reden der Phantasie. Die Marmorfiguren fingen an zu hüpfen und alle Gegenstände zu freisen und ihre Gestalt zu verändern.

Die nordischen Sommernächte sind überhaupt zu schön, um verschlafen zu werden. Uebrigens nahe jetzt auch der Morgen, das Ensemble der Vögel stimmte bereits vereinzelt die Tonlage zum bevorstehenden Früh-Concerte an, und die hohen Herrschaften fanden es an der Zeit, sich in ihre Schlösser zurückzuziehen.

Auch Rubinstein entfernte sich, um nach St. Petersburg zurückzukehren, und — da Alle gingen, blieb auch mir nichts Anderes übrig, als dasselbe zu thun. Aber noch glitzerten und blinzelten zahllose Funken auf dem Meere, als wäre es mit Diamanten besäet. Es waren die Sternchen am tiefblauen nördlichen Firmament, die ihr Bild in dem elastischen Elemente abspiegelten und auf- und niederzutauchen schienen. Seitwärts oder hinterwärts im Gebüsch, am Flügel des Schlosses, scheint die Waldsee des Parkes ihre Stimme zu erheben und Aeolus in den Lüften auf der Harfe zu accompagniren. Kaum wußte man, ob es nicht eine Illusion wäre, allein, — als man etwas aufmerkamer lauschte, konnte man ganz deutlich hören, wie von einer Frauenstimme das Lob der Morgenstunde gesungen wurde.

So viel sich beurtheilen ließ, mußte die Sängerin den deutschen Damen der Großfürstin angehören, denn das Liedchen wurde in deutscher Mundart und so leise gesungen, als ob die Sängerin nur ihren eigenen Empfindungen nachgegeben hätte und von Niemandem gehört werden wollte. Es erfolgten noch einige Accorde auf einem zur Begleitung benutzten Saiten-Instrument, und dann verstummte auch diese Musik. Nun aber begann in vollen Tönen der Vogelchor einzufallen; der ganze Park tönte wider von dieser Introduction zu der großen Frühmette, die zugleich aber auch das Finale des Sommernachtszaubers war, der mit der lieblichen Dämmerung in Nichts zerfloß.



Nachdruck verboten.

Unter der Linde.

Von Friedrich Bodenstedt.

Die alte Linde stand in voller Blüthe
Und hob sich dunkel aus den lichten Matten
Des Hügels, darauf die Sonne glühte.
Ich ließ mich nieder in des Baumes Schatten:
Da schwirrt es über mir von Bienenwärmen,
Die über alle Blüthen sich zerstreuten,
Den süßen, duft'gen Inhalt zu erbeuten.
Aus allen Zweigen scholl ein summend Värmen
Der Bienen, die's von einer Blüthenkassell
Zur andern zog, mit feinem Sauerzissel
Sie auszuschlüpfen. Glückliche Bienenwölken! —
Dacht' ich, — Du weißt das Leben zu genießen;
Den Himmel Deiner Freude trübt kein Wölken,
Da auch für Andre Freude daraus sprühen;
Denn Dein Genuß zeugt keinen Ueberdruß:
Was er Dir bietet trägt Du sorglich heim,
Verwandelt Blüthenstaub in Honigseim
Und hütet ihn in selbstgebauten Zellen;
Schaffst immer fleißig für den Bienenstaat
Und dinstest darin nur nach klugem Rath
Die Drohen nicht, die müßigen Gefellen.
Gehorsam folgst Du Deiner Königin,
Und wahrst Du doch den eignen, tapfern Sinn:
Kriegst Jedem, der Dich kreuzt auf Deinen Wegen,
Furchtlos mit scharfer Stachelwehr entgegen.
Nur gegen Feinde zeigt Du Deine Stärke,
Nur wer Dich stört in Deinem Friedenswerke,
Wird Dir zum Feind. . . Glückselig Bienenwölken!
Den Himmel Deiner Freude trübt kein Wölken,
Und wär' das Menschenvolk so klug wie Du,
So ging's vernünftiger auf Erden zu.

Nachdruck verboten.

Aus der Saison in Wiesbaden.

Wiesbaden, im Juli.

From the frying pan to the fire", sagte mein alter
englischer Freund, als ich ihm von unserem Ent-
schlusse erzählte, diesen Sommer einmal nicht auf
Gleichen und Firnen zu steigen, sondern sein
Jubiläum in der Nähe zu bleiben, das heißt,
die wunderkräftigen Thermen Wiesbadens aufzu-
suchen.

Nachdem wir die verschiedenen Phasen einer Extrazug-Fahrt,
— und wer in unseren praktischen Tagen, da jede Mark, die
man am Willen erspart, sich als Reingewinn verreckt, kennt
eine solche nicht! — von Berlin nach Frankfurt glücklich über-
wunden hatten, nahmen wir im Fluge nur den wahrhaft groß-
artigen Prachtbau des neuen Frankfurter Bahnhofes wahr.
Gern hätte unser Auge sich noch länger an den gigantisch ge-
schweiften Bögen der imposanten Einfahrtshalle erkant,
— denn das landläufige „nil admirari“ eines Vollblut-Berliners
habe ich mir noch immer nicht zu eigen gemacht, — aber die
freundlichen Schaffner ergriffen sans façon unser Handgepäck.
Aus einer Coupé-Thür wurde es heraus, in die direct gegen-
über stehende hineingeschoben, und als wir mit Berliner Ge-
wissenhaftigkeit den Schein für das schwere Kaliber der eigent-
lichen Reise-Bagage abgeben, nochmals abtheilen und selbst zum
Rechten legen wollten, hieß es: „Macht mir. Wird schon
Alles kommen, in Wiesbaden werde Sie's sehen,“ und dahin mit
uns rollte der Zug.

Wie, unsere gesamte Bade-Garderobe, all' unser fahrendes
Hab und Gut draußen zurückgelassen, sollte sich von selbst,
ohne Legitimation und Mißfall unsererseits, wieder einfänden?
Das klang ja märchenhaft harmlos und für Berliner Ohren
geradezu unsäglich! Aber, o Wunder! kaum hielt in der recht
primitiven Einfahrtshalle des Wiesbadener Taunus-Bahnhofes
unser Zug, als auch der mächtige Gepäckwagen abgekoppelt und
entleert wurde. Da waren sie ja schon, die beiden schwarzen,
lieben Angestrichenen mit dem weithin leuchtenden gelben Kägel-
beschlage, die unser Hab und Gut für die nächsten fünf Wochen
umschlossen!

Ah, das war ein Stoßseufzer, als wir nun endlich in den
kühlen, eleganten Zimmern unseres neuen Heimes gelandet
waren! Wochenlang vorher bestellt, empfingen sie uns behag-
lich und traut, — nun konnte man endlich aufathmen, Kohlen-
und Reifestaub gründlichst abschütteln, und sich nach dem grau-
samen, unaufhörlichen Geräusch der siebzehnhundertjährigen Eisenbahn-
Tour wieder als Mensch unter Menschen fühlen.

Wiesbaden ist ein überaus liebliches Fleckchen Erde. Die
meisten meiner freundlichen Leser werden es aus eigener An-
schauung kennen und keine weltensfürmenden Berichte unerhör-
ter Abenteuer von hier aus erwarten. Wer kann überhaupt
heutzutage, da Entfernungen aufgehört haben zu bestehen und
man nach fremden Welttheilen reist, wie ehemals von Berlin
nach Grönau, noch etwas absolut Neues bringen wollen, wer
einen Gebanten hegen, den „nicht ein Anderer schon zuvor ge-
dacht“?

Wie dem auch sei, „die Schönheit liegt im Auge des Be-
schauers“, etwas Neues stellt sich wohl Jedem dar, der mit
offenem, empfänglichem Sinne Gottes schöne Welt durchstreift
und sie froh auf sich wirken läßt, und so soll auch mein Plan-
bericht von hier, enthält er gleich nichts noch nie Dage-
wesenes, dankbar wiederholen und bezeugen: Wiesbaden ist
schön! Es vereint die Reize ungenirten Landlebens, eine Fülle
von Grün, lauschige, stille Plätze, mit dem Comfort der Groß-
stadt, ihrem frischen, pulsenden Leben.

Aber ich bitte Sie, — die Gluth! die Hitz! die Lust!
Ja, ja, meine Verehrten, das ist Alles richtig, — Gluth,
Hitz und Lust sind einfach schilderungslos hier, aber ohne diese
mächtigen draw-backs wäre Wiesbaden auch geradezu das
Ideal, und ein solches, Sie wissen es ja selbst, giebt's nun
einmal nicht auf unserer Pilgerfahrt. Etwas zu wünschen soll
und muß uns allenthalben übrig bleiben, hier heißt es: „Ab-
kühlung, und nochmals und abermals!“ Sonst aber wirklich
nichts.

Zu Wiesbaden selbst kommt man nicht sehr zur Beschau-
lichkeit. „Amusement“ ist die Lösung Aller, die nicht durch

Mollstuhle oder Krücken zur strengsten Beobachtung der Kur ge-
zwungen sind. Unter den siebzigttausend Fremden, die bis jetzt
in diesem Jahre die Wunderquellen hier aufgesucht, sind doch
aber, Gottlob! weitaus die Hälfte Angehörige der Kranken,
Touristen, Passanten, die kerngesund und froh in diesem Para-
dise einige Monate oder Wochen verleben wollen und zu
Allem aufgelegt sind, was die überaus rührige Kur-Direction
in stetem Wechsel vornimmt. Die Aufführungen von Herrig's
Luther-Festspielen, welche sich einer sehr großen Beliebtheit, be-
sonders unter den Einheimischen, erfreuen, wetteifern mit dem
geradezu mustergetragenen Gesamt-Gastspiele des süddeutschen
Hoftheaters, dem sich der große Saal des Kurhauses dreimal
die Woche öffnet, um die Gunst des Publicums. Dort ernste,
fast kirchliche Darstellung aus dem Leben des schlichten Witten-
berger Mönches, dessen Heldenwert die Welt aus ihren
Angeln hob, hier modernste Probleme, Sardou's „Georgette“,
Chegaray's packende „Galeotto“, sein noch viel eigenartigeres
„Wahnsinnig“, das den Berlinern bislang noch unbekannt, —
überall bringt das schöne Wiesbaden viel, das heißt, „Jedem
etwas“. Auch des Gartenfestes dieser letzten Tage möchte ich
erwähnen, das zuerst den aufsteigenden Luftballon, ohne be-
festigte Gondel, dem athemlos zuckenden Publicum vor-
führte. Der Luftkünstler, Herr Lattemann, hing nur mit
einer Hand an einem am Ballon befestigten Ringe, und ein
Fuß ruhte in einer unsichtbaren Schlinge, — sonst schwebte er
frank und frei hoch über der befalljubilenden Menge. Der
Eiffelturm in einem Fünfundzwanzigstel natürlicher Größe
zeigte uns dann als Schluß-Effekt ansehnlich die blendende,
sprühende, knatternde Seite unseres explosiven Nachbarvolkes;
— zum Glücke übertrug kein zündender Funke das verheerende
Element in die Umgebung, sondern nach kurzer, funkelnder
Bracht verlor das Blendwerk in sich selbst.

Aber wollen Sie, liebe Leser, heraus aus dem Getümmel,
das an einem Wiesbadener Feiertags-Abende genau so drän-
gend, stoßend, treibend sich gestaltet, wie bei unseren residen-
ziellen Illuminationen, — wozu hier als Plus noch das wahr-
haft babylonische Sprachengewirr sich gesellt, — so weiß ich
nichts Entzückenderes, als die idyllischen Spaziergänge durch
die ganz neuen Anlagen bis hin zur Dietenmühle. Rechts ist
dieses Jahr ein mächtiger lawn-tennis-Platz, sowie ein großer
Raum für Old-Englands unterbrochenes Croquet entstanden,
links wiegen sich auf stillem Weiher Schwäne, — überall tiefes
Grün in märchenhafter Fülle und Raumverschwendung, stun-
denweit sich erstreckend.

Der Aufschwung, den Wiesbaden in den letzten zwanzig
Jahren genommen, ist geradezu erstaunlich. 1869 zählte der
Ort gegen dreißigttausend Einwohner, jetzt hat ihre Zahl sich
verdoppelt. Seit das Spiel verboten, worüber zunächst
die Alt-Nassauer sehr entrüstet gewesen sein sollen, hat sich
die Gesellschaft hier total umgestaltet. Alle zweifelhaften
Existenzen sind ängstlich ausgemerzt, die herrlichen Kur-
Anlagen sind geliebt und wachsen alljährlich an Ausdeh-
nung und schattigem Grün, aber in ihnen promenirt nicht
mehr das Talmi-Gold von früher. Wiesbaden heißt auch
„Pensionopolis“, — so viele von Sr. Majestät getreuesten
Unterthanen und Kämpfern haben sich aus allen Ecken des
deutschen Vaterlandes hier zu dauerndem Wohnen niederge-
lassen. Alljährlich entstehen ganze Straßenzüge, sei es in dem
eigentlich vornehmen Fremdenviertel der Park-, Garten- und
anderen Villenstraßen, sei es über dem Nerothal, so Seiten
der weithin leuchtenden Langenbed'schen Villa, oder ganz ent-
gegengesetzt in der Gegend der Zukunft, die Viebrich mit Wies-
baden vereinen wird durch die breite, schattige Adolfs-Allee.
Überall frisches Leben, rühriges Bauen, hohe und Mittel-
preise. Wer die Mühe des Suchens nicht scheut, findet hier,
was er braucht, vor Allem jenes wahrhaft großstädtische sans
gêne, das uns modernen Menschen nun einmal zum Bedürfnis
geworden.

Daß der vielgerühmte Professor Mehger aus Amster-
dam ebenfalls hierher übergesiedelt und ihm Scharen der
Massage-Bedürftigen folgen, erwähne ich nur kurz. Sein
Muster-Sanatorium in der Frankfurter Straße ist zunächst
noch im Entstehen, vorläufig hat ihm die Stadt ein schönes,
geräumiges Haus in der Rheinfurter zur Verfügung gestellt,
wohin auch im Frühjahr Ihre Majestät die Kaiserin von
Oesterreich regelmäßig zum Wässern kam. Da, wie man ver-
sichert, die erste Consultation mit fünfzig Mark, und jede fol-
gende mit zwanzig honorirt wird, ist diese neueste Acquisition
der Stadt wohl vorzugsweise für gekrönte Häupter oder Mil-
lionenfürsten bestimmt. Für die Gesundheit der ungezählten
Scharen milder Begünstigter sorgen außerdem gegen hundert-
unddreißig andere Aerzte und Capacitäten durch alle nur den-
kbaren Methoden. Auf Schritt und Tritt liegen lauschige Pen-
sionen aus dem Grün hervor und bewillkommen den Kur-
gast Sommer und Winter. Denn in der That, sehr zum
Unterschiede von allen anderen deutschen und böhmischen Bädern,
suchen Dumberte des milden Klimas wegen Wiesbaden im
Winter auf. Seine wunderkräftigen Thermen, deren Ent-
deckung nachweislich bis in die graue Vorzeit der Römer zu-
rückdatirt, machen es für alle Zeit zur unbefristeten Königin
der Taunusbäder.

Constance Baronesse von Gaudy.



Nachdruck verboten.

Wiener Wäscherinnen. Von W. Gause. Siehe das Bild,
Seite 141. — Die Wiener Wäscherinnen genießen eines ähnlichen
Aufes, wie die Wiener Katerkutschler; sie sind fesch, und in ihrer
Art eine Spezialität der schönen Donauufer. Elegant chauffirt und
den hübschen Fuß nicht durch einen zu langen Rock unsichtbar ge-
macht, mit gut sitzender Taille, die Haare unter einem kokett ge-
knüpften Kopftuche versteckt, so sieht man sie häufig in den Stra-
ßen Wiens die blendend weißen Wäsche den Kunden in's Haus
tragen. Immer heiteren Sinnes und keck mit dem Munde, ver-
dankt der unverständliche Dialekt ihnen einen ganzen Schatz von
heiteren und charakteristischen Worten. W. Gause, der ausgezeich-
nete Wiener Künstler, hat diese berühmten Wiener Wäscherinnen
da aufgesucht, wo sie bisher am wenigsten bekannt waren, mitten
in ihrem Berufs- und ihrer eigentlichen Arbeit. Das Bild zeigt,
daß sie tüchtig und rüstig zu schaffen wissen, und daß auch bei
der Arbeit ihr Mund nicht gern still steht. Ganz so kokett und
adrett wie bei dem Austragen der Wäsche sehen sie freilich nicht
aus, wenn sie am Waschkasse stehen und spülen oder Wäsche auf-

hängen. Und ebenso zeigt uns Gause's Bild, daß auch Wiener
Wäscherinnen nicht ewig jung und fesch bleiben können. Zwei
von seinen fleißigen Frauen und Mädchen mahnen stark an die
„Vergänglichkeit alles Irdischen“; sie könnten ebenbürtig in Berlin
am Waschkasse stehen, ohne von den Berliner Wäscherinnen, die
ganz auch gut waschen, aber von denen in der Allgemei-
heit noch Niemand behauptet hat, daß sie fesch wären, merklich
abzustehen. Aber die berühmten Wiener Wäscherinnen-Wälle wer-
den diese beiden alten Damen auch wohl kaum noch besuchen —
sie könnten den Auf derselben ernstlich in Gefahr bringen.



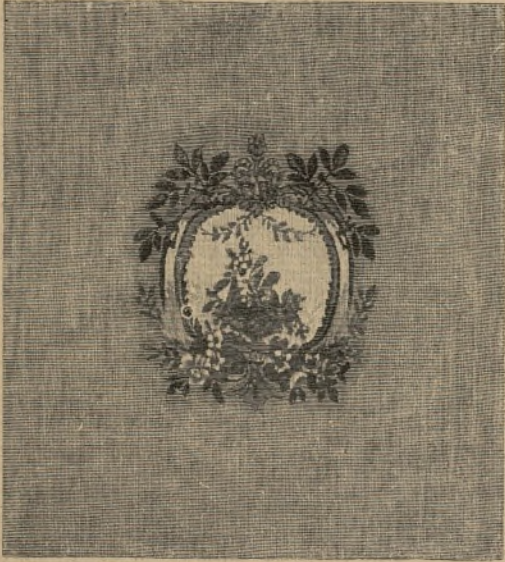
Nachdruck verboten.

Große Wäsche. — Mein herzliebtes Mütterchen!

Endlich komme ich einmal wieder zu Dir, und dem neulichen
flüchtigen Gruß soll heute ein langer, ausführlicher Besuch
folgen, denn „die große Wäsche“ ist vorüber und Ruhe herrscht
wieder in meinem kleinen Reiche. Weißt Du wohl, daß ich es
in diesen Tagen gar nicht so leicht fand, „auf eigenen Füßen“ zu
stehen, daß mein Auge recht oft fragend in das Deine zu blicken
verlangte, daß, — mit einem Worte, — Du mir sehr fehltest,
mein treues, bestes Mütterchen? Fast scheint es, als ob auch
die Männer das besagte Wäsche als etwas Schweres empfänden,
denn als am Sonnabend Freund G. zu uns kam, um uns für
Mittwoch, — es war mein zweiter Waschtage, — zu einer kleinen
Gesellschaft einzuladen, und mein Mann etwas zögernd sagte:
„Ja, ich weiß nicht. . . wir haben Wäsche. . .“ (Denke Dir,
er sagte „wir“!) antwortete G. sofort: „Oh, Sie Verrückter, da
condolire ich aufrichtig, das sind für uns Ehemänner schreckliche
Tage!“ So etwas soll der Meine nicht sagen können, — wir
nahmen an und gingen hin. Aber wohin komme ich mit meinem
Geplauder! — Weit ab von dem Ernst der Sache, von der ich berichten
wollte, also revenons à nos moutons, — posse wohl auf, mein
Mütterchen, höre, was ich Dir erzähle, und wenn ich es doch hier
oder da falsch anfang, so sage es mir, ich mache es dann ein
zweites Mal schon besser.

Mit Schrecken also gewahrte ich, wie die Schätze meines Lei-
nenschranks, namentlich das Tischzeug, abnahmen, und so bestellte
ich mir, — das muß man in einer großen Stadt und einer
Miethswohnung immer thun, — auf Wochen voraus Waschkasse,
Boden und zwei Wäscherinnen, die mir empfohlen waren, und
die Dienstag und Mittwoch kommen sollten. Am Montag früh
besorgte ich das Sortiren der gebrauchten Wäsche, zählte und
notirte die einzelnen Posten auf meiner hübschen neuen Tafel und
langte sechs Stück meiner guten trockenen Oberhäupter hervor;
dies schien mir für die achtwöchentliche Wäsche meines kleinen
Haushaltes genügend, ich mußte aber über mich selbst lachen, als
ich sie, — ganz wie Du! — sorgsam abtastete, um die Abfälle mit
zwei weiteren Stücken zur Schärfse zu verwenden. Auch Fließ-
wasser brühte ich mir von 125 Gramm Potasche, drei Liter
Wasser und ebenso viel Chlor selbst auf, ließ die Masse sich
gut setzen und goß sie dann durch ein altes Tuch. Hier nennen
sie dasselbe Wasser „Eau de Javelle“, und man muß es theuer
bezahlen! Ich konnte ohne dasselbe nicht gut fertig werden, denn
in einer Menge Servietten waren greuliche Weinsflecken, die nun
aber glücklich verschwunden sind, nachdem ich sie nach dem
ersten Waschen ordentlich damit einrieb und die Stücke sofort zum
Kochen in den Kessel warf. Die Mädchen mußten Holz und Kohlen
in den Keller tragen, das Waschgefäß zurechtstellen, tüchtig aus-
spülen, auf dem Boden die Leinen ziehen, und als unser Nach-
mittags-Kaffee auf den Tisch kam, war Alles fertig und in schön-
ster Ordnung. Da plötzlich trat, ziemlich erregt, das Hausmädchen
mit der Meldung in's Zimmer: „Es bringt Einer eine Wasch-
maschine, gnädige Frau!“ — „Eine Waschmaschine? das ist falsch,
wir haben keine bestellt.“ Ich sagte das ganz entschieden. „Laß
gut sein, Kind, es ist schon recht, ich wollte nicht, daß mein kleines
Frauchen sich unnötig quäle. . . eine Aufmerksamkeit von mir!“
Mein Gott, diese Männer! War das nicht der Reiter'sche Knutsch-
bock in veränderter Gestalt? Alles war so hübsch altnodisch ein-
gerichtet, die Frauen bestellt, und nun, im letzten Moment, diese
Maschine, die ich nicht kannte! Es war eine nach Neuburg'schem
Systeme, ein viereckiger Kasten mit daran angebrachter Bring-
maschine. Ich schämte mich, es Dir zu gestehen, aber ich war
in diesem Augenblicke recht undankbar, mein liebes Mütterchen;
die mißtrauischen Mienen der Mädchen, das enttäuschte Gesicht
meines Mannes, der mich zu erfreuen gedacht hatte, meine eigene
Verlegenheit, — was sollte ich thun? — Auf Opposition mußte ich
gefaßt sein, aber der Versuch sollte gemacht werden, das stand fest.
Ich las mir also die Gebrauchs-Anweisung in Ruhe durch (sie war
vielerlei sprechend) überlegte mir die Sache und traf meine Anor-
dnungen so, daß ich ein Drittel der gesamten Wäsche für die
Frauen bestimmte, mit dem sie am Morgen beginnen sollten, zwei
Drittel, — darunter die schmutzigsten Stücke, — für die Maschine,
deren Einweihung ich am Nachmittag selbst bewohnen wollte.
Ich hatte dies Alles mit größter Ruhe angegeben, im Grunde
aber war mir gar nicht ruhig zu Muthe, und um meinen sonst
so gefunden Schlaf war es geschehen. Am Morgen vor fünf Uhr
war ich lange wach, um sechs hörte ich „tapp, tapp“ die ge-
führten Wäscherinnen die Hintertreppe heraufkommen, dann gab
es in der Küche ein Tassengeklapper (wir hatten eine Kiesenportion
Kaffee mit dem nöthigen Feigenzusatz vor gesehen), ein Durchein-
andersprechen und Gelächter. Ob sie mich wohl mit meiner Wasch-
maschine auslachten? Mein Gott, welche Angst hatte ich! — Es
ging aber besser, als ich dachte; ich besorgte die Küche selbst,
denn die Köchin wusch mit. Um vier Uhr bekam ich die Mel-
dung, daß das Tages-Pensum fertig sei, und es wurde gefragt,
ob gleich gespült werden solle? Jawohl. Gegen sieben Uhr hing
die Wäsche auf dem Boden, und es war gerade noch Zeit genug,
den zurückgebliebenen Theil anzusehen und, lauwarm eingeweicht,
in die Maschine zu packen, in der er die Nacht über stehen blieb.
Am nächsten Morgen ging ich selbst in den Keller, ließ die Stücke
herausnehmen, auswringen und abschütteln. Nun gossen wir
nach Vorschrift die Maschine halb voll mit kochendem Seifenwasser,
thaten zwei Wäschestücke hinein, streuten eine kleine Hand voll
„Sägesäure“ (ganz fein geschnittene Seife) darüber und fuhr fort,
den Bottich zu füllen, wozu etwa acht Emden oder vier Ecken
gehörten. Jetzt wurde die Maschine fünf Minuten in Bewegung ge-
setzt, dann zogen wir die Wäschestücke heraus, ließen sie durch die
Bringmaschine gehen, gaben in das noch sehr heiße Wasser eine
zweite Portion, — bei der dritten Füllung gossen wir kochendes
Wasser zu, — ernten es dann ganz, und fuhr es so fort, bis eine
ausreichende Menge gewaschen war, um in den großen Kessel ge-
than zu werden.

Mit kaltem Wasser, Lauge (oder Soda) und Seife auf's Feuer gebracht, kochte sie eine halbe Stunde, dann zogen wir sie heraus und gestanden uns einstimmt, daß an dem klaren guten Aussehen nichts zu tabeln sei. Allerdings fanden sich bei genauer Befichtigung hier und da noch gelbliche Streifen, aber ein einmaliges Durchwaschen in der Hand genügte, sie verschwinden zu lassen; eine Maschine hat eben keinen Verstand! Ein zweites Mal steckten wir die Wäsche mit reinem Wasser und etwas Seife in den Kessel, und nach halbstündigem Kochen war die Arbeit vollendet. Es blieb eine sehr wesentliche Zeit- und Mühe-Ersparniß, das gaben selbst die Waschfrauen zu, die ein doppeltes Pensum in viel kürzerer Zeit als am ersten Tage beendeten. Inzwischen war die Wäsche, welche wir am Dienstag nach dem Boden gebracht hatten, schon getrocknet; ich ließ sie abnehmen, und gleich am nächsten Morgen ging es an's Legen. „Immer hübsch Saum auf Saum, und die Kanten ausziehen!“ Ich hörte es im Geiste mein Mütterchen sagen und gab mir alle Mühe, es gut zu machen; ja, es war ein Vergnügen, zu Zweien die großen Stücke zu reden, und sich nicht umreißen zu lassen bei einem unerwarteten Rucke. So neue Wäsche ist wohl hübsch, aber alte? O weh, die bösen Oberhemden, da merkte man, daß keine Frau dagewesen, sie in Ordnung zu halten! Ich mußte mich über sie und die Taschentücher meines Mannes gründlich erbarmen, die Ersten vor dem Plätten, die Letzteren vor dem Legen stopfen. Aber Vergnügen hatte ich auch dabei; wie viele Kisse ließen sich mit ganz feiner



Moderner deutscher Gobelin für eine Stuhllehne.

Nadel und Faden fast unsichtbar machen, wie viele ausgerissene Knöpfe wurden, auf kleine Band-Unterlage gesetzt, wieder ordentlich angenäht, und nun erst die durchgestoßenen Manschetten, deren Kanten ausgefranst waren! Gut, daß ich das schöne feine Batistband besaß und sie damit einfassen konnte, sie belohnten meine Mühe durch ein ganz neues Aussehen. Schließlich kam gar mein Mann, „um nach dem Rechten zu sehen“, machte ein verständnißvolles Gesicht, sah mich mit seinen guten Augen an und sagte etwas von dem Glück, eine ordentliche kleine Frau zu besitzen. War das nicht hübsch? O, ich bin so glücklich, mein Mütterchen, die Wäsche ist wirklich gar nicht so schlimm wie man immer denkt! Zuletzt kam nun noch der große Plätt-Tag, an dem ich tüchtig mithalf, aber das Beste war doch der Abschluß, das Wegpacken meiner schönen Sachen. Wenn ich Dir nur wenigstens einmal meinen Wäschehaufen zeigen könnte, er sieht so hübsch aus! Auf dem obersten Fache liegt die Leibwäsche, alles zu Duzenden mit feinen gestickten Bändern, den Liebesgaben meiner Freundinnen, gebunden, dann kommt das Tischzeug, jedes Tuch mit den dazu gehörenden Servietten, das Bettzeug, zwei vollkommene Bezüge zusammengelegt, damit ich sie bequem herausnehmen kann, endlich das Küchengezeug. . . . Doch, was erzähle ich Dir dies Alles, weißt Du ja am besten, wen sich Deine Tochter zum Vorbilde nahm! Und zum Schlusse bekomme ich fast Gewissensbisse; wird meine ausführliche Schreiberei Dich nicht ermüden? Aber nein, nicht wahr? Mußt Du doch wissen, wie es bei mir zugeht, und eine erste große Wäsche ist immerhin etwas Wichtiges für eine junge Frau; wenn ich also etwas verfaß, dann sagst Du es mir? Ich verspreche Dir auch in meinem nächsten Briefe weniger lang und weniger prosaisch zu sein; diesmal ging es beim besten Willen nicht anders, und nun leb' wohl, mein liebes Herzensmütterchen, und sei gegrüßt von Deiner dankbaren Tochter Elisabeth.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

Moderne Gobelins. I. — Die Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung des Jahres 1888 vermochte zwar von Dem, was auf dem Gebiete des Kunsthandwerkes in Norddeutschland geleistet wird, auch nicht annähernd ein richtiges und vollständiges Bild zu geben, wohl aber brachte sie manche Uebersichtungen für ferner Stehende. So zeigte sie vor Allem, welche lebhaften Anstrengungen in den staatlichen Central-Anstalten der Reichshauptstadt gemacht werden, um dem Handwerke neue Felder zu erschließen, und ihm als führende Institute die Wege zu weisen. Den glänzendsten Erfolg errang hier die königliche Porzellan-Manufactur; nicht minder vornehm und lehrreich hatte das königliche Kunstgewerbe-Museum ausgestellt.

In die Ausstellung des Letzteren waren auch einige Objecte aufgenommen, welche nur in sehr losem Zusammenhange mit dem Museum standen, sei es, daß der betreffende Verfertiger Lehrer oder Schüler der Anstalt war, oder daß das Museum den Fabrikanten mit Rath und That zur Seite gestanden. Zu diesen Stücken gehörten zwei wenig beachtete und doch höchst beachtenswerthe Arbeiten: zwei Füllungen in der sogenannten „Gobelin“-richtiger Wirk-Technik, der Firma Ziesch und Co. in Berlin. Die eine der beiden Arbeiten, die Füllung für einen Pilaster, giebt unsere Abbildung wieder: ein üppiges Gehänge aus Früchten, durch Bänder vor einer Löwentralle herabhängend. Als Vorbild hat dazu eine norditalienische Malerei gedient, von welcher eine getreue Copie im königlichen Kunstgewerbe-Museum zu Berlin sich befindet. War somit die Erfindung des Musters nicht Eigenthum des Fabrikanten, so gehörte ihm alles Uebrige voll und ganz.



Moderner deutscher Gobelin für einen Pilaster.

Die Ausführung war vortrefflich, die Farben waren geschickt gewählt, eher zu viel als nöthig, und zum Schlusse: das Ganze war auf eigene Rechnung, ohne jede materielle Unterstützung von irgend welcher Seite, ausgeführt.

Es liegt auf der Hand, daß Arbeiten dieser Art nicht im ersten Anlaufe herzustellen sind, daß vielfach langwierige und kostspielige Versuche vorangehen mußten, um eine Arbeit zu Stande zu bringen, mit der man ein junges Unternehmen auf einer großen Ausstellung einführen will. Es verdienen gleichmäßig die Kühnheit eines solchen Unternehmens, wie die trefflich ausgefallene erste Leistung allgemeine Anerkennung. Damit hat unsere vaterländische Kunst einen neuen Zweig getrieben, welcher früher einmal hier und da geblüht und Früchte getragen hat, dann aber verdorrt ist. Denn in Deutschland konnte, wie anderwärts in früheren Zeiten, die Kunst der Teppichwirkerei auch nur blühen, erwärmt von den Strahlen fürstlicher Gunst; mit dem Sinken des Interesses an dieser Kunst, bisweilen mit dem Tode eines einzelnen Mannes, nahmen die betreffenden Werkstätten oft ein schnelles Ende. Nur in Frankreich, wo in der großartigen National-Werkstätte der Gobelins die Kunst der Wirkerei, der „Gobelin-Technik“, ihre schön-

sten Blüthen entfaltete, wo sie zu einer Höhe geführt ist, daß die gewirkten Wandteppiche mit der Malerei es aufnehmen konnten, da hat diese Kunst alle Regierungsformen: Königthum, Kaiserreich, Republik, Communismus überdauert, weil jede Regierung die Bedeutung dieser Werkstätte wohl erkannte und in ihren Leistungen einen Triumph nationaler Kunst sah, den kein Volk der Erde Frankreich streitig machen werde und könne. Denn auf diesem Gebiete mit Frankreich in Wettkampf treten zu können, ist keine Nation im Stande; ganz abgesehen von den Mitteln, die den „Gobelins“ zu Gebote stehen, haben wir es hier mit einer Kunst zu thun, welche auf Jahrhunderte langer Tradition beruht, die gewissermaßen vererbt wird und eine ganz erstaunliche Schulung erfordert.

Um so freudiger ist es daher zu begrüßen, wenn eine einzelne Firma es wagt, auf eigene Faust, ohne öffentliche Unterstützung, nicht den Wettbewerb mit der französischen Staats-Manufactur aufzunehmen, wohl aber, ähnliche Wege zu betreten. Was das heißt, kann man nur verstehen, wenn man die Technik dieser Teppichwirkerei kennt. Im Grunde ist es die einfachste und daher aller Wahrheitsähnlichkeit nach älteste Art, ein Gewebe herzustellen. Auf die senkrecht stehende Kette, — auf die Unterschiede von Hoch- und Flachkette hier einzugehen, würde zu weit führen; die Wirkereien von Ziesch sind auf der Hochkette ausgeführt, — wird das Muster mit Punkten übertragen und darauf werden die verschiedenen Farben mit kleinen Haken aus freier Hand eingezeichnet. Der Arbeiter hat dabei die Rückseite des Gewebes vor



Moderner deutscher Gobelin für einen Stuhlsitz.

sich, er muß daher, um sich von der Wirkung seiner Arbeit zu überzeugen, die Sache im Spiegel betrachten. Es ist also eigentlich ein „Malen mit der Nadel“, da alle Fäden da, wo ihre Verwendung aufhört, weggeschnitten werden. Kein zweites Verfahren ist denn auch so geeignet, vollständige Kunstwerke hervorzubringen; von der größeren oder geringeren Geschicklichkeit des Künstlers und der Verwendung möglichst reicher Farbtöne hängt es dann ab, diese Wirkereien dem eigentlichen Gemälde immer mehr zu nähern. Wir sprachen von „Künstlern“, denn nur solche sind in der Lage, Arbeiten auszuführen, welche die „Gobelins“ mit Stolz als ihre Erzeugnisse rühmen; und an Nuancen einzelner Farben wird in der Manufaktur geradezu Erstaunliches geleistet, sie werden hergestellt, auch wenn man nur zehn Centimeter Wolle in dieser Färbung bedürfte.

Man geht eben geradezu in den Gobelins darauf aus, gewirkte Bilder herzustellen, und so lange dies Bestreben zu den höchsten Leistungen anspornt, so lange es möglich ist, in dieser Technik wirklich vollständige Kunstwerke zu erzeugen, so lange kann man gegen ein derartiges Bestreben nichts einwenden. Daß ein solcher Wandteppich niemals ein Gemälde an Tiefe und Leuchtkraft der Farbe ersehen kann, liegt auf der Hand, und dies ist der wund Punkt der ganzen Kunst.

Neuerdings ist man daher wieder darauf gekommen, solche Bilder von decorativer Wirkung, — es sei nur an die herrlichen Gobelins im Buffet der Großen Oper zu Paris erinnert, — herzustellen, und hier wird immer der Schwerpunkt der Kunst liegen müssen, zumal dann, wenn ein Atelier, wie das junge Berliner, darauf sehen muß, die Sachen abzugeben.

Mit richtigem Verständniß ist daher die Berliner Firma der Sache nahe getreten; dabei waren ganz unerwartete, fast unglaubliche Schwierigkeiten zu überwinden. Schon die Beschaffung der Wolle bot ungeahnte Hindernisse; sodann die Färbung derselben, namentlich der kleineren Fäden. Endlich die Technik selbst, zumal der Besuch der „Gobelins“ noch lange keine Gewähr für das einfache „Nachmachen“ ist. Am schwierigsten war es natürlich, Leute zu finden, welche neben der nöthigen Intelligenz auch die Lust zu dieser Arbeit besaßen und nicht verloren, welche Anfangs eitel Mühe und Noth ohne Früchte und greifbare Resultate bot. A. Pabst.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Häkelmuster. — Kann mir Jemand ein Geschäft angeben, welches Häkelmuster gut bezahlt? Im Voraus besten Dank. E. v. B.

Windbeutel. — Ich bitte um Angabe eines Receptes zu Windbeuteln, nebst der zur Füllung derselben gehörenden Creme. Frau F. M. in Sp.

Antworten.

Eisenflecke (136). — Um Rostflecke aus der Wäsche zu entfernen, feuchtet man etwas Bittersalz mit einigen Tropfen Wasser an, bedeckt die Flecke damit und läßt die Wäsche einige Minuten liegen; sodann reibt man sie durch und wiederholt dasselbe Verfahren noch einmal. Hierauf nimmt man ein mit kochendem Wasser gefülltes und folgergestalt erhitztes Zinngefäß, setzt es auf die Flecke, läßt es einige Minuten auf denselben stehen und wäscht die Stücke alsdann in weichem Wasser aus. Sind die Flecke sehr alt, so muß das Verfahren bisweilen wiederholt werden, um einen vollen Erfolg zu erzielen. Martha von P. in W.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.